This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

denn ich mag immer lieber mit Dir allein ſeyn.

Diokles.

Bey ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir neulich geſagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, ſey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, ſo wird er vermuthlich bey Dir eingekehret ſeyn. Iſt er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn ſeyn.

Diokles.

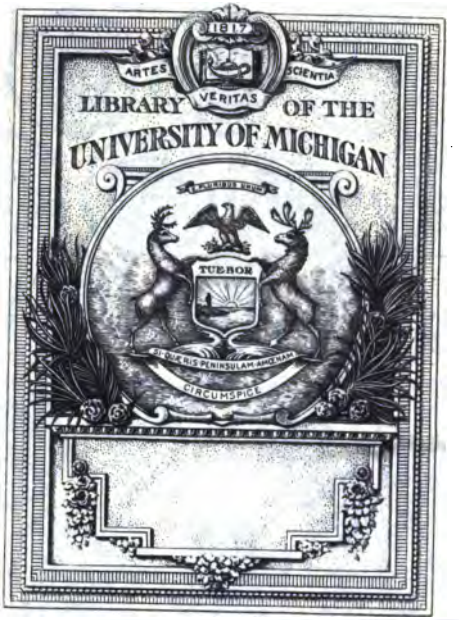
Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig geſagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür ſey Apollo
Was magſt du denn?


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

B
4027
.A43

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

— — Φίλοι μακάρεσσι θεοῖσι
Θυητὸν δ' ὡς ὕπνῳ δεδμημένοι· εὖθλὰ δὲ πάντα
Τοῖσιν ἔην· καρπὸν δ' ἔφερε ζείδωρος ἄρουρα
Αὐτομάτη πολλόν τε καὶ ἄφθονον.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch,
1787.

German
Ackermann
4-25-34
25831

Dem

Manne von ächtem Tiefſinne,
dichteriſcher Salbung,

und

gründlicher Kunde
alter und neuer Weisheit;

dem

bidern Deutſchen,

unter Barbaren in Algier,
unter Britten in London:

ſeinem innigſt geliebten

Schönborn,

widmet

dieſe Ueberſetzung des Alexis,

Friedrich Heinrich Jacobi.

Diokles der Diotime

Heil und alles Gute!

Weiſe und heilige Diotime, ich war dieſer Tagen in dem Tempel des Saturns; und unter den reichen Kunſtwerken, die hier in groſſer Menge prangen, zog keines meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich, als das berühmte Gemählde, das den Genuß und die Glückſeeligkeiten des Jahrhunderts dieſer groſſen Gottheit vorſtellt. Als ich nach Athen zurückkam, wollte ich meinen Freunden einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den dies Gemählde in meiner Seele zurückgelaſſen hatte, und ſuchte

in folgendem Geſpräche den Pinſel des Zeuxis nachzuahmen. Da ich aber in unſerm eiſernen Jahrhunderte nichts finde, an dem ich mein Werk durch Vergleichung prüfen könnte: ſo eigne ich es Dir zu, mit der Bitte ſeinen Werth zu beſtimmen; denn der wahre Abdruck des goldenen Weltalters, wenn es einen noch diſſeits der Eliſäiſchen Felder giebt, würde doch nur in Diotimens heiliger und reiner Seele zu finden ſeyn.

Alexis

oder

Von dem goldenen Weltalter.

Diokles. Alexis.

Diokles.

Wie geht es Dir, mein lieber Alexis? Ich habe Dich lange nicht gesehen. Wo willst Du hin?

Alexis.

Ich habe einen Spatziergang nach Cynosarges vor, und gehe dann vielleicht zu Demophoon, der heute ein groſses Mahl giebt, wozu er mich eingeladen hat. Willst Du mitkommen? Zuverläſsig sind alle Eingeladenen Deine Bekannten,

und Demophoon beklagt ſich bitterlich darüber, daß Du Dich gar nicht bey ihm ſehen läßt.

Diokles.

Ich kann nicht mitgehen. Ariſtäus iſt krank, und ich habe verſprochen, ihm heute zu beſuchen. — Laß uns hier niederſitzen; es iſt warm. — Ich weiß keinen Ort vor der Stadt, wo man eine angenehmere Kühlung hat. Hernach begleiteſt Du mich bis zum Hauſe des Ariſtäus. Es iſt auf Deinem Wege.

Alexis.

Sehr gerne, mein lieber Diokles. — Aber da geht jemand; iſt es nicht Strato von Lindus?

Diokles.

Ja, er iſt es.

Alexis.

Er ſieht uns nicht. — Deſto beſſer;

denn ich mag immer lieber mit Dir allein seyn.

Diokles.

Bey ihm fällt mir ein, daß ich Dich etwas zu fragen habe. Er hat mir nemlich gesagt, Simmias von Rhodus, der Lyriker, sey hier. Da Simmias Deines Vaters alter Freund war, so wird er vermuthlich bey Dir eingekehret seyn. Ist er hier?

Alexis.

Nein, man erwartet ihn. — Aber ich werde nicht viel um ihn seyn.

Diokles.

Warum nicht?

Alexis.

Aufrichtig gesagt, ich mag die Poeten nicht.

Diokles.

Mein lieber Alexis, dafür sey Apollo! Was magst du denn?

Alexis.

Ja, wundre Dich so viel Du willst. Du hast mir den Geschmack an der Philosophie des Sokrates beygebracht, und seitdem weiß ich nicht, was ich mit den Poeten sollte. Ich bin ihr gehorsamer Diener.

Diokles.

Glaubst Du, daß Sokrates kein Poet war, und daß Orpheus, Hesiod und Homer keine Philosophen waren?

Alexis.

Gerade als Poeten, mag ich nichts mit ihnen zu thun haben. Sie vergnügen einige Augenblicke, aber man gewinnt bey ihnen nichts als Träume und Fabeln. Die schöne Wahrheit ist ihrer Natur nach ganz nackend, und aller Zierrath, der sie bedeckt, ist ein Flecken, der ihr etwas von ihrem Glanze benimmt.

Diokles.

Mein lieber Alexis, Du vergleichſt ſie mit der himmliſchen Venus, und darum urtheileſt Du ſo. Verglicheſt Du ſie mit einer heilſamen, aber verhältnißmäßig bittern Arzeney; ſo würdeſt Du nichts dawider haben, daß man, um ſie hinunter zu bringen, Honig und Vergoldung zu Hülfe nehmen müſſe. Deine Vergleichung mag unter Göttern wahr und richtig ſeyn; aber meine reimt ſich beſſer mit der Natur ſterblicher Menſchen.

Alexis.

Das könnte ſeyn: aber ich beſchwere mich nicht über die Poeten, wenn ſie mir in ihrer Sprache Wahrheiten mittheilen; ich bin nur unwillig, wenn ſie ihre Einbildungen und Träume für Wahrheit ausgeben.

Diokles.

Wenn ihre Einbildungen und Träume

wahrſcheinlich ſind, ſo können ſie wenigſtens Wahrheiten vorſtellen.

Alexis.

Das gebe ich zu; aber nicht, falls ſie übertrieben und abgeſchmackt ſind. Ich laſſe dem Heſiod und Homer ihre ganze Theogonie hingehen, und was ſie von Göttern erzählen, die ſie ſich erſchaffen und die ich nicht kenne. Aber dergleichen Ausſchweifungen über Weſen, die ich kenne, ärgern mich. Denke nur einmal an des Heſiods Gemählde von dem goldnen Weltalter, wenn er da ſagt: „Daß unter der Regierung des Saturns die Menſchen lebten, wie Götter, in einem tiefen „Frieden; in einer vollkommenen Ruhe, „ohne Arbeit und Mühe; daß ihr Alter „gemächlich war; daß ſie, immer gleich „geſtimmt, immer in gleichem Maaße „auf ihren Feſten ihrer gegenſeitigen Liebe genoſſen; daß die Erde mit wenig

„ Aufwand alle Früchte, die ſie nur ver-
„ langen konnten, überflüßig brachte; und
„ daß dieſe Liehlinge der unſterblichen
„ Götter, ſtarben, als würden ſie von
„ einem tiefen Schlaf übermannt. "
Glaubſt Du, mein lieber Diokles, daß die Menſchen, mit denen wir leben, die ſich einander haſſen, verrathen, und ſich um des niedrigſten Eigennutzes willen umbringen, einer ſolchen Glückſeeligkeit, als Heſiod erzählt, fähig ſind?

Diokles.

Nicht die Menſchen, mit denen wir leben; ſondern die Menſchen, die damals lebten.

Alexis.

Glaubſt Du, daß die Menſchen jener Zeit ein Geſchlecht wie das unſrige hervorbringen konnten, und daß die menſchliche Natur einer ſolchen Ausartung fähig geweſen ſey?

Diokles.

Die menſchliche Natur iſt nicht ausgeartet, und das goldne Weltalter des Heſiods iſt keine Lüge.

Alexis.

Nun, das iſt für mich etwas neues. — Wenn Du mir dieſe zwey Behauptungen wahr machen kannſt: ſo will ich mich mit dem Heſiod wieder ausſöhnen; denn ich muß Dir geſtehen, daß ich eben darum gegen ihn ſo aufgebracht bin, weil ich das Gemählde von den Menſchen ſeines goldnen Alters mit der jetzigen Verdorbenheit eben dieſer Menſchen, und der ſchrecklichen Unordnung ihrer Geſellſchaft verglichen habe.

Diokles.

Ich merkte wohl, daß etwas Menſchenhaß bey Dir mit unterlief. — Ich will Dich aber davon zu heilen ſuchen, wenn Du mir nur ein wenig Aufmerkſamkeit gönnſt.

Alexis.

Gerne.

Diokles.

Kannst Du Dir die Erdkugel kurz nachher, als sie aus dem Schooße der Natur hervorgekommen war, vorstellen, und einen Augenblick vergessen, daß Du sie bewohnst?

Alexis.

Ja, ohne Mühe.

Diokles.

Wir wollen sehen, ob Du es kannst. — Du siehest, daß diese Erdkugel mit Thieren bevölkert ist. Siehest Du Verschiedenheit unter diesen Thieren?

Alexis.

Die seh' ich allerdings. Sie sind verschieden an Gestalt, an Größe, an Stärke, und in der Art zu leben.

Diokles.

Und wie sind sie verschieden? — Welches ist zum Beyspiel das gröſste?

Alexis.

Der Elephant scheint mir das gröſseste und das klügste; der Löwe das stärkste und das muthigste; der Mensch das behendeste in den Bewegungen seines Körpers und das furchtsamste; der Fuchs das listigste, und so weiter.

Diokles.

Gehört diese Erde allen diesen Thieren gemeinschaftlich, oder einigen von ihnen?

Alexis.

Sie gehört keinem; oder eigentlich sie gehört einem jedweden von ihnen, in so weit es sie nützen kann, um die Bedürfnisse seiner Natur zu befriedigen.

Diokles.

Also haben alle dasselbige Recht an

dieſe Erde, und an das, was ſie hervorbringt?

Alexis.

Ja alle; das heißt, ein jedes nach dem Verhältniß ſeiner Kräfte, und der Löwe führt ihnen dieſe Wahrheit oft zu Gemüth.

Diokles.

Ich glaube es; aber auf dieſem Fuß müſſen ſie ſehr übel zuſammen leben?

Alexis.

Nein; das eben nicht. Sie thun ſich wohl einiges Leid, Art gegen Art; aber gleichartige leben friedlich genug unter ſich.

Diokles.

Mich freut, lieber Alexis, Deine ſchlichte und reine Art die Dinge zu betrachten. Dir ſtand es zu, die Wahrheit mit der ſchönen ganz entblößten Liebesgöttin zu vergleichen; und ich hatte Unrecht, Dir

darüber Vorwürfe zu machen. Aber es scheint in Deinem Gemählde, daß der Mensch unter den Thieren schwerlich die erste Rolle spiele.

Alexis.

Nein; doch auch nicht die letzte. Alles zusammen genommen, sind die besondern Vorzüge einer jeden Art bey den andern Arten reichlich vergütet, und eine hat der andern nichts vorzuwerfen.

Diokles.

Also das Verhältniß zwischen dem Menschen und einem andern Thiere Deiner ursprünglichen Erdkugel ist beynahe Gleichheit, das heißt, das eine verhält sich zum andern, wie Eins zu Eins.

Alexis.

Das ist ziemlich richtig.

Diokles.

Komm einen Augenblick von Deiner

urſprünglichen Erdkugel zurück, und wirf die Augen auf dieſelbe Kugel, ſo wie ſie jetzt beſchaffen iſt. Findeſt Du noch eben dies Verhältniß zwiſchen den verſchiedenen Arten der Thiere?

Alexis.

Ja, was die Thiere anlangt. — In Abſicht der Thiere iſt keine Veränderung.

Diokles.

Und in Abſicht des Menſchen?

Alexis.

Ich muß geſtehen, der Unterſchied iſt unermeßlich. Dieſes hatte ich nicht in Betrachtung gezogen.

Diokles.

Wär' es zu viel, wenn ich ſagte, daß dies Verhältniß, das im Anfang wie Eins zu Eins war, jetzt wie tauſend Millionen zur Einheit ſey?

Alexis.

Nein gewiß nicht. — An Macht und Klugheit hat der Mensch unendlich gewonnen; und vielleicht zu seinem Unglück.

Diokles.

Davon nachher, mein Lieber. Aber was schließest Du aus dieser erstaunlichen Veränderung bey den Menschen, indeß die andern Thiere an ihrer Stelle geblieben sind?

Alexis.

Ich muß auf irgend einen Grundtrieb der Vervollkommenung schließen, welcher, der menschlichen Natur eigenthümlich, entweder durch eine äussere Kraft, oder einen inneren Nachdruck wirksam ist.

Diokles.

Findet sich bey den andern Thiergattungen etwas ähnliches?

Alexis.

Nein, gar nichts. Denn in ſo vielen Jahrhunderten hätten wir davon etwas bemerken müſſen.

Diokles.

Laß uns doch ſehen, was wir unter dieſem Grundtriebe der Vervollkommenung bey einem Thiere zu verſtehen haben. Deine Sache iſt es, zu erklären was Du auf die Bahn gebracht haſt.

Alexis.

Dieſer Grundtrieb ſetzt nothwendig zweyerley voraus. Erſtlich: daß die Natur des Thiers eines glücklichern Zuſtandes, als der gegenwärtige, fähig ſey. Zweytens: das Vorgefühl eines ſolchen beſſern Zuſtandes.

Diokles.

Vortreflich, mein lieber Alexis; und dieſer Grundtrieb beſteht alſo eigentlich

in dem Vermögen, ſich einem ſolchen beſſern Zuſtande zu nähern.

Alexis.

Ohne allen Zweifel.

Diokles.

Bleiben wir dabey, daß den Thieren dieſes Vermögen durchaus mangelt?

Alexis.

Wir werden nicht wohl dabey bleiben können; denn der Zuſtand des Thiers in dem Augenblick, wo es ſein Verlangen befriedigt, iſt beſſer als der Zuſtand in dem Augenblick vorher, wo es noch verlangte. Nun ſehen wir aber, daß es gewußt hat ſich dieſen Zuſtand zu verſchaffen; folglich hat es das Vermögen, wovon Du redeteſt.

Diokles.

Das ſcheint mir unwiderſprechlich; und ſo wären Menſch und Thier mit

demſelbigen Vermögen ausgeſtattet. Aber dies Vermögen kann über die Empfindung oder das Vorgefühl eines beſſern Zuſtandes nicht hinausreichen, weil es ſonſt weder Ziel noch Grund haben würde. Dies Vermögen hält alſo gleichen Schritt mit dieſer Empfindung, und wir könnten eins für das andre nehmen, dergeſtalt, daß wenn wir den Reichthum an Vorgefühlen eines beſſern Zuſtandes bey zwey Arten von Thieren wüßten, wir daraus auf die relative Kraft dieſes Vermögens bey einer jedweden von ihnen ſchlieſſen könnten; und, wenn wir im Gegentheil die Kraft dieſes Vermögens wüßten, wir daraus auf den verhältnißmäßigen Reichthum an dieſem Vorgefühl des Beſſern ſchlieſſen könnten. Wenn man nun die Wirkungen dieſer Perfectibilität bey unſern heutigen Athenienſern mit ihren Wirkungen zur Zeit der Pelasger, ihrer Väter, und dieſe Wirkungen wieder mit jenen

bey Deinem Thiermenſchen der urſprünglichen Welt vergleicht, ſo ſieht man leicht die große Kraft dieſes Vermögens bey dem Menſchen, und alſo die ungeheure Ungleichheit zwiſchen dem Reichthum des Gefühls des Beſſern in ihm, und dem Reichthum eben dieſes Gefühls im Thiere. Was die Urſache dieſes Mißverhältniſſes betrifft, ſo würden wir ſolche in einer Unterſuchung des natürlichen Ganges dieſes Grundtriebes der Vervollkommenung leicht finden. Aber, Alexis, laß uns dies Geſchäft bis auf einen andern Tag ausſetzen. Ich will dem Demophoon und Dir ſelbſt das nicht zu Leide thun, daß ich Dich von ſeinem Feſte abhalte.

Alexis.

Wie ungerecht! Du fachſt die Liebe zur Philoſophie in mir an, und willſt mich nun von ihr weg zu einem Feſte ſchicken. Beym Sokrates, fahre fort und beweiſe

mir, was Du verſprochen haſt. Demophoon wird es mir Dank wiſſen, daß ich Dich ſeinem Feſte vorgezogen habe, und ich bin gewiß, er thäte eben das an meiner Stelle.

Diokles.

Ich glaube es Dir gern, weil ich Demophoon, ſeit langer Zeit, genug kenne. — Wir wollen alſo fortfahren, mein lieber Alexis, bis wir fertig ſind.

Welches iſt das erſte Gefühl des Thiers, wenn es gebohren iſt, Alexis? Worin beſteht die Modification, die ihm zuerſt ſein Daſeyn zu erkennen giebt?

Alexis.

Meiner Vorſtellung nach, iſt es ein Vergnügen oder ein Schmerz.

Diokles.

Du haſt Recht; aber eigentlich iſt es nicht das, was ich Dich frage. Das

Vergnügen und der Schmerz sind schon zwey bestimmte Zustände. Es ist geniessen und leiden. Diese beyden Zustände sind bey dem Thiere zufällig, und setzen äussere Ursachen zum voraus. Das Thier ist leidend bey allen beyden. Ich frage: welches ist das erste Gefühl, das ihm seine Willenskraft entdeckt, sein Vermögen wollen zu können?

Alexis.

Soll ich denn sagen, es sey Verlangen oder Unbehaglichkeit?

Diokles.

Das ist vollkommen recht geantwortet, bis auf ein Verbindungswörtchen. Es ist Verlangen und Unbehaglichkeit; denn diese zwey Dinge laufen in Eins zusammen.

Alexis.

Ich verstehe Dich nicht ganz.

Diokles.

Kannſt Du Dir das Moment irgend eines Genuſſes lebendig ins Andenken zurückbringen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Dünkt Dein Gefühl in dieſem Augenblicke Dir eine einfache Sache?

Alexis.

Bisher hat es mir ſo gedünkt.

Diokles.

Und doch, wenn Du Acht gibſt, muß es aus zwey verſchiedenen Gefühlen zuſammengeſetzt ſeyn, die in dieſem Augenblicke wirklich vollkommen zuſammen flieſſen, und nur Ein Gefühl ausmachen.

Alexis.

Und welche ſind die?

Diokles.

Das Gefühl eines Bedürfnisses, und das Gefühl einer Sache, die dies Bedürfniß befriedigt. Wenn diese zwey Gefühle in ihrer ganzen Stärke coexistiren und zusammen fliessen, so ist Genuß da.

Alexis.

Ich verstehe Dich.

Diokles.

Das Verlangen also, welches das erste Gefühl ist, das in der Natur des Thieres entsteht, ist aus dem Gefühle irgend eines Bedürfnisses, und aus dem Gefühle irgend eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt; und folglich ist das Verlangen vor dem Genuß eine Unbehaglichkeit. Woher bey dem Thiere diese Gefühle von Bedürfniß und von einem Gegenstande, der es befriedigen könnte, komme; ist eine ganz andere Frage,

die wir künftig einmal vornehmen wollen. Da es aber hier darauf ankommt, der Natur und dem Gange Deines Grundtriebes der Vervollkommenung in allen Thieren ernstlich nachzuforschen, so müssen wir mit drey Dingen den Anfang machen.

1.) Daß wir uns erinnern, kein eingeschränktes Wesen könne durch sich selbst existiren.

2.) Daß wir uns einer Erfahrung erinnern, die sich immer bewährt hat; nemlich, daß, um nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur irgend ein Wesen hervorzubringen, welches das Vermögen zu empfinden und zu handeln hat, die Zusammenkunft zweyer Wesen von gleicher Art und von verschiedenem Geschlecht nothwendig ist.

3.) Daß wir daraus schliessen, jedwede Art Thiere oder empfindlicher und

handelnder eingeschränkter Wesen habe ihren Anfang genommen von zwey Wesen Einer Art und verschiedenes Geschlechts, die ihre Existenz irgend einem thätigen Wesen von einer kräftigern und erhabenern Natur zu verdanken hatten.

Ob diese Hervorbringung der zwey ersten Wesen durch Jupiter selbst zu jener Zeit geschehen sey, da er das ungestalte Chaos, welches er in dem unendlichen Raum erzeugt hatte, entwickelte; oder ob er dies große Werk dem weisen Erfindungsgeiste des unglücklichen Sohns der Clymene anvertrauet habe, ist ungewiß; und wir können ohne Gefahr an dasjenige glauben, was, der Sage nach, die Götter unsern Vätern davon offenbaret haben, was in unsern Tempeln darüber aufbewahrt ist, was die Wahrsager und Priester uns davon erzählen, oder was die inspirirten Poeten uns in ihren unsterblichen Gesängen davon sagen.

Alexis.

Was Deine Wahrheit, Deine Erfahrung und Deinen Schluß angeht, so bin ich darüber vollkommen mit Dir einig; aber erlaube, mein lieber Diokles, daß ich auf das bloſſe Wort der Poeten noch nichts annehme.

Diokles.

Nach Belieben; wenn Du nur dem Zeugniſſe Deiner eigenen Augen zufolge glaubſt, daß das erſte Verlangen, welches wir bey den Menſchen und Thieren wahrnehmen; ein Hang zur Nahrung ſey. Das Säugethier wendet ſich nach der Bruſt ſeiner Mutter, das Eyerlegende nach irgend einer gröbern Koſt; und es folgt daher unwiderſprechlich, daß das Thier, ſo wie es auf die Welt kommt, auf eine mehr oder weniger unbeſtimmte, oder mehr oder weniger beſtimmte Art und Weiſe, das zuſammengeſetzte Gefühl von

einem Bedürfniß und einem Gegenſtande, der es befriedigen kann, in ſich hat. Dies Gefühl macht in allen Thieren den Grundtrieb der Vervollkommenung aus; es iſt dasjenige, was man Inſtinkt nennt. Von ſeiner Urſache und ſeinem Urſprung reden wir, wie ich Dir geſagt habe, ein andermal; ſeine Natur aber müſſen wir hier ergründen.

Du erinnerſt Dich doch der ſchönen Reden der Diotime über die Fähigkeiten der menſchlichen Seele, die Phaedon von Elea uns in ſeinem Geſpräche Simon aufbehalten hat? *)

Alexis.

Ob ich mich ihrer erinnere! Ich glaube, daß ſie mir eben ſo wenig jemals aus dem Gedächtniß kommen werden, als ſie

*) S. Vermiſchte philoſophiſche Schriften des H. Hemſterhuis. II. Theil. S. 306-339.

dem Sokrates, welcher sie anführt, aus dem Gedächtniß gekommen sind.

Diokles.

Ich sehe, Du erinnerst Dich ihrer, und dies ist mir lieb. Laß uns nun bemerken, daß wenn dies zwiefache Gefühl von einem Bedürfniß und seinem Gegenstande irgend eine bestimmte Wirkung hervorbringen soll, diese Gefühle selbst bestimmt seyn müssen. Wenn wir den Zustand des Thiers oder des Menschen in jenen ersten Augenblicken seines Daseyns betrachten, so finden wir: 1.) daß der ganze Reichthum seiner Einbildungskraft allein in diesen zwey Gefühlen besteht. 2.) Daß seine Moralität nichts ist. 3.) Daß der Verstand einzig diese zwey Empfindungen oder Ideen zu Gegenständen seiner Thätigkeit hat. 4.) Daß sein Vermögen, wollen zu können, ohne Wahl ist; denn hätte es eine Wahl, so wäre diese zwischen dem Gefühl

des Bedürfnisses und dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigt. Diese zwey Gefühle fliessen aber zusammen in dem Gefühle des Verlangens; die Bestimmung der Willenskraft zum Wollen ist folglich rein und einfach, und richtet natürlich dieses geradezu auf den Genuß.

Du siehst also, mein Lieber, daß in diesem Fall, in diesen ersten Augenblicken bey dem Menschen und bey dem Thiere keine Freyheit Statt haben kann. Sein Verlangen ist ein einziges. Sein Herz kann keinen Gedanken von Pflicht in ihm erwecken, noch sein Verstand ihm irgend eine Beziehung zeigen: ein einziges Gefühl, ein einziger Zweck, bringt eine einzige Wirkung hervor. Sobald aber der Mensch an Einsichten zunimmt; sobald mehrere Ideen oder Gefühle, von ohngefähr gleicher Stärke, in der Einbildungskraft sich neben diesem ursprünglichen Gefühl hinstellen: sobald finden alle seine

Fähigkeiten Raum sich zu entwickeln, sich auszubreiten, sich zu üben, und er fühlt sich frey.

Alexis.

Ich fasse Deine Idee. Aber soll ich Dir unverholen sagen was ich denke, und nach Deiner eigenen mir gegebenen Anleitung fort schliessen?

Diokles.

Das sollst Du allerdings, mein Freund.

Alexis.

Der Instinkt besteht in einem Verlangen, in einem Gefühle, das in der That ein einziges, aber aus dem Gefühl eines Bedürfnisses und aus dem Gefühl eines Gegenstandes, der es befriedigen könnte, zusammengesetzt ist; das gebe ich Dir zu. Und weil es ein einziges ist, bestimmt es die Willenskraft auf eine nothwendige und einzige Weise. Wenn ich bey dem

Thiere mehrere Begierden, mehrere Ideen, mehrere Gefühle, alle genau von gleicher Stärke, annehme; so begreife ich, daß das Vermögen zu wollen allein durch sich selbst einen bestimmten Willen hervorbringen könne. Da ich aber diese Voraussetzung für falsch und ungereimt halte: muß ich nicht folgern, daß eine jede überwiegende Idee in der Einbildungskraft beynah mit der Kraft des Instinkts wirke? Und wo bleibt denn jene so gepriesene Freyheit?

Diokles.

Was Du da sagst, ist sehr richtig; aber Du beweisest nichts mehr, als daß es wenig freye Menschen gebe, und eigentlich nur derjenige Mensch frey sey, der ein Weiser ist.

Alexis.

Wenn es Dich in Deinem Gange nicht zurecht zu weisen nicht zu sehr aufhält,

so

ſo wollte ich Dich wohl bitten, mein Freund, daß Du mir deutlich ſagteſt, was nach Deiner Meynung ein Weiſer iſt.

Diokles.

Ein Weiſer, mein lieber Alexis, iſt derjenige, der keine überwiegende Idee, keine überwiegenden Gefühle duldet, wenn nicht ſein Verſtand und ſein Gewiſſen, nach einer reifen Prüfung, ſie genehmigt haben; der ſich von ſeiner Einbildungskraft, oder der Empfindlichkeit ſeines Herzens, nie unterjochen läßt; der ſich beyder nur bedient, um zu genieſſen, oder durch ſie, im Nothfall, ſeine Thätigkeit, ſein Vermögen wollen zu können, zu verſtärken. Du haſt Recht, wenn Du die Handlungen aller Thiere und der meiſten Menſchen einigen überwiegenden Ideen zuſchreibſt, die ſich alle Kräfte unterwerfen.

In dem eigentlich ſogenannten Inſtinkte

hat die herrſchende Idee ſchlechterdings das Uebergewicht, weil ſie die einzige iſt.

Bey der Schwärmerey hat ſie es gleichfals. Wenn man zu Delphi die Prieſterinn zum Dreyfuß führt, und ſie mit Widerſtreben ſich dem heiligen Keſſel nähert, worüber ſie, um den Gott zu empfangen, ſich ſetzen ſoll; wird ihr ganzer Leib bleich und blaß, und ſie zittert ſchon an allen ihren Gliedern. Iſt ſie endlich zu dem Ort gelangt, wo ſie die Orakel geben ſoll, ſo ſind alle ihre Fähigkeiten in Unordnung und verlaſſen ſie. Ihr Leib blähet ſich auf, ihre Fäuſte ſchlieſſen ſich veſt zu, ihre Arme fahren hin und her, ihre flammenden Augen rollen in ihrem Kopfe wild herum, ohne ſich auf irgend einen Ort zu heften. Alles an ihr iſt in Verzuckung. Ihr offener Mund iſt voll Schaum, und die hohle, heiſere, aus der tiefſten Bruſt heraufkommende Stimme, zeigt offenbar, daß es nicht mehr die Prieſterinn iſt;

ſondern daß entweder der Gott, welcher ſie treibt, durch ſie redet, oder daß die Vorſtellung dieſes Gottes ſie bemeiſtert.

In der Raſerey. Siehe an den Sohn des Telamon, wie er in der Heerde wüthet, die er für den Ulyſſes und die Atriden hält; wie der unglückliche Athamas ſeinen Sohn Learchus gegen einen Stein ſchlägt, und die Ino und den Melicertes verfolgt, weil er ſie für Löwen anſieht.

Im Wahnſinne. Siehe an den milzſüchtigen Athenienſer, der ſich täglich nach dem Hafen Piräus begiebt, und alle Schiffe, die dort ankommen und auslaufen, aufzeichnet, in der Einbildung, daß ſie alle ihm gehören.

Und endlich, was das Vorurtheil anlangt! Die Gewalt deſſelben iſt fürchterlich. Es iſt eine ſtarke, lebhafte, iſolirte, und von den gewöhnlichen Ideen entfernte Vorſtellung, die ſich in dem Kopfe des Kindes,

oder eines wenig aufgeklärten Menschen festgesetzt hat. Sie findet in diesem zarten oder leeren Gehirne keine übereinstimmenden Ideen, mit denen sie vermischt oder verglichen werden könnte. Ganz einzeln wächst sie da, wie eine stolze Eiche, mitten unter niedrigem Gesträuch, das von fern um sie her steht. — Aber, Alexis, hast Du nie eine Reise nach der Insel Kreta gemacht?

Alexis.

Nein, niemals.

Diokles.

Wenn Du nach Gnossus kommst, so ist daselbst kein Kreter, der Dir nicht mit heiliger Ehrfurcht das Grab des Jupiters zeigte; alle haben es von ihrer Kindheit an so gehört. Umsonst sagt der Dichter:

„O König Jupiter: die Kreter sind im„merdar Lügner. Sie geben vor, Dir

„ein Grabmahl errichtet zu haben; doch „bist Du nicht gestorben, denn Du bist „ewig.“

Umsonst sagt der Kenner des Alterthums: „Kreter, irrt nicht. Dies Grab „ist das Grab des Minos, und euer Be„trug beruht auf zwey von der Zeit aus„gelöschten Worten.“ Welcher Kreter liesse sich nicht todt schlagen, um seinem Vaterlande die Ehre eines so berühmten Denkmahls zu erhalten!

Es liegt am Ende wohl nicht viel daran, was das Volk zu Kreta vom Jupiter sich in den Kopf setzt; weniger gleichgültig aber ist es, Alexis, daß selbst Philosophen demselben Uebel unterliegen.

Um die Geschichte des Vorurtheils zu vollenden, muß ich Dir, mit einiger Scham, erzählen, was mir vor wenigen Monaten begegnet ist; doch es bleibt unter uns.

Ich gieng mit Aristäus, Autolykus,

Chryſothemis dem langbärtigen Epikurer, und mit Kallikles dem Stoiker, nach Sunium.

Wir waren noch nicht weit auf unſerm Wege, als Kallikles und Chryſothemis ſchon in vollem Streit waren über die Tugend, das Schöne, das Anſtändige, die Wolluſt u. ſ. w. welches mich aufmerkſam machte. Ich wurde bald gewahr, daß in jedem dieſer beyden Köpfe der ganze Vorrath von Ideen den Ton und die Farbe der Hauptidee des Syſtems hatte, das man in der Jugend ihnen hineingepropft hatte; und da nun dieſe Syſteme einander beynah ſchnurſtracks entgegen liefen, ſo war es unmöglich, daß die Ideen des einen in den ganz vollgefüllten und beſetzten Kopf des andern hätten Eingang finden können. Sie verſtanden ſich alſo ganz und gar nicht. Weil ſie aber öfters beyde zugleich ſchrieen, und ein jeder von ihnen zum Glück nichts hören

konnte, als was er selbst gesagt hatte; so glaubte ein jeder seinen Gegner überzeugt zu haben. Sie waren mit einander zufrieden, und für diesmal lief alles ohne Unglück ab. Einige Tage nachher feyerte Autolykus den Geburtstag seines Enkels. Wir waren alle da, und Autolykus setzte, vielleicht aus Muthwillen, der ihm aber übel genug bekam, bey Tische den Chrysothemis und Kallikles neben einander. Der Streit fieng bald wieder an. Alles gieng gut, so lange sie sich nicht verstanden, und keiner von beyden, folglich, seinem Gegner mit dem Galimatias seiner Schulsprache zu nahe kam. Aber endlich fuhren, durch das ewige Schreyen und Wiederholen ihrer sogenannten Axiomen, einige Ideen in das Gehirn des andern. Du denkst vermuthlich, dies sey ein Glück gewesen, und habe zur Ueberzeugung führen müssen. Weit gefehlt, mein lieber Alexis; denn diese wenigen

Ideen, welche eindrangen, fanden, in dem angefüllten und besetzten fremden Kopfe, keine analogen oder befreundeten Ideen, mit denen sie sich hätten verbinden und in Eins zusammen fügen können. Diese neuen Ankömmlinge verwirrten also nur die andern, und brachten alles in Unordnung und Aufruhr. Kallikles, der zuerst in seinem Kopf ausserordentliche Bewegungen fühlte, griff dem Chrysothemis mit der einen Hand in den Bart, und suchte mit den ausgestreckten Krallen der andern, ihm ein Auge auszureissen. Zum guten Glücke hatte Chrysothemis eine Schöpsenkeule vor sich stehen, und damit gab er dem Stoiker einen so derben Hieb aufs Gesicht, daß dieser los ließ.

Der Auftritt wäre blutig geworden; Autolikus aber schlug sich ins Mittel, und fieng edelmüthig die Streiche des einen und des andern auf, indem er ihnen

zurief, daß ſie weiſe Männer wären, und ſich ſchämen ſollten.

Alexis.

Wie iſt es möglich? Philoſophen!

Diokles.

Ja, mein Freund; aber aus Achtung für die Philoſophie, ſage niemanden davon.

Du ſieheſt hieraus die unzerſtörbare Gewalt des Vorurtheils. Je mehr dieſe ſtarke Idee, die man in der Kindheit, oder in der Jugend, oder bey einer ſchlecht ausſtaffirten Einbildungskraft empfängt; je mehr ſie ungewöhnlich, wunderbar, unbegreiflich, und mit den andern Ideen, die ſich in dem Kopfe befinden, unverträglich iſt: deſto heiliger wird ſie ſeyn; wird Wurzel ſchlagen; ſich befeſtigen; und in einem thätigen Kopf alle die Ideen, die ſie umgeben, an ſich reiſſen, wie ein Magnet, der ſich die Eiſentheilchen,

die um ihn liegen, eigen macht, und ſie nicht eher los läßt, bis er ſie alle mit ſeiner Kraft impregnirt hat. Ich rede hier, ſelbſt von ganz geſunden Köpfen; und nicht von ſolchen, wo der ſchwache Verſtand die Einbildungskraft ungebaut läßt, und die Ideen dem Spiele des Zufalls Preis giebt.

Auch ſiehſt Du, daß wenn das Vorurtheil, oder die überwiegenden Ideen in zwey Köpfen ganz und gar verſchieden ſind, des einen Ideen, die in den andern eingehen wollen, ſich ſogleich wieder heraus und davon machen, ohne darinn eigentlich weder Gutes noch Böſes zu ſtiften; und die ganze Wirkung, welche dieſe Verſchiedenheit hervorbringen kann, iſt Mitleiden oder Verachtung, nachdem die Leute ſind. Wenn aber die Ideen nicht ſo ungleichartig oder abſtechend ſind, ſo dringen ſie mehr oder weniger in den andern Kopf hinein, und erſchüttern einige

der Ideen, welche ſich darinn befinden, indem ſie ſich mehr oder weniger mit ihnen vermiſchen, und ſolchergeſtalt die andern in Unordnung bringen. Die unangenehme Empfindung dieſer Unordnung, das heimliche Gefühl der Möglichkeit, daß die überwiegende Idee, die Idee-Königinn ſelbſt, mitten auf ihrem Throne Gefahr laufen könnte; dieſes ſetzt die Leidenſchaften in Bewegung: nicht die trägen Leidenſchaften des Mitleidens, oder der Verachtung; ſondern die Furien des Haſſes, und der grauſamſten Verfolgung.

Mein lieber Alexis, es iſt im Menſchen ein Principium, das über alle Fähigkeiten ſeiner Seele weit erhaben iſt; ein Principium, das ſie alle ſieht, ſie mißt, ſie beurtheilt, ſie zurecht weiſet, ſie zuſammenſetzt, ihnen Thätigkeit und Harmonie giebt oder nimmt, nach dem Verhältniße ſeines eigenen Werthes; ein Principium, das allein die Perſonalität des Menſchen

ausmacht; und das Maaß der Unabhängigkeit und der Kraft dieſes Princips, iſt das Maaß ſeiner Weisheit.

Alexis.

Mein lieber Diokles, jetzt begreife ich, warum es ſo wenig Weiſe giebt, oder vielmehr gar keine.

Diokles.

Du betrügſt Dich, Alexis; es ſind ihrer viel mehr, als Du denkſt. Denn weil die Weisheit in der Harmonie und richtigen Anwendung der Fähigkeiten beſteht, und große Fähigkeiten ſich nicht ſo leicht als mittelmäßige regieren laſſen; ſo iſt es klar, daß man die Weiſen unter den mittelmäßigen Menſchen ſuchen muß, die überall die zahlreichſten ſind. Wenn die Weisheit große Fähigkeiten begleitet: ſo iſt das die Erſcheinung eines Gottes unter den Menſchen.

Alexis.

Aber, mein Freund, würde der Weiſe mit den großen Fähigkeiten auf der Erde nicht ein unnützes oder unglückliches Weſen ſeyn, da er hier für ſeine Größe nichts gleichartiges findet? Und würde der erſte Zug ſeiner Weisheit nicht ſeyn, ſich einen andern Wohnort zu wählen? Apollo, als er an den Ufern des Amphryſus die Heerde hütete, war gewiß nicht an ſeiner Stelle.

Diokles.

O des Unwiſſenden! Gerade an den Ufern des Amphryſus bildete ſich Apollo zum Gotte der Harmonie; gerade an dieſen glücklichen Ufern erfand er jene mächtige Leyer, welche die Helden vergöttert, und die Feſte der unſterblichen Götter belebt.

Der Weiſe mit großen Fähigkeiten iſt überall an ſeiner Stelle; und, könnte er hinab in die Hölle ſteigen, ſo würde er

auch dahin Ordnung und Glückseeligkeit bringen. Man sagt, daß während der wenigen Augenblicke, die sich der weise und göttliche Orpheus in dieser schrecklichen Wohnung befand, alle Qualen der Unglücklichen aufhörten, und Sisyphus, Tantalus und die Danaiden Ruhe hatten. Siehe, das sind die Wirkungen, die von dem Weisen ausgehen. Ich sage Dir nichts von dem, was er in sich selbst empfindet. Du fühlst es, Alexis.

Alexis.

Ach, ich fühle die Wahrheit von dem, was Du sagst; aber das ist auch alles, was ich fühle. — Du aber, mein lieber Diokles, merkst Du nicht, daß wir uns gewaltig von unserm Wege entfernen? Im Namen der Götter, laß uns wieder umkehren, und führe mich zu jenem goldnen Weltalter, wonach mich verlangt.

Diokles.

O Mnemosyne, fruchtbare Mutter der Musen, Dich rufe ich heute an!

Alexis.

Warum?

Diokles.

Warum? Weißt Du wohl, daß wir ihr eine ganze Schaale voll Weyrauch schuldig sind, Du und ich, wenn sie uns den Faden wieder giebt, den wir verlohren haben.

Alexis.

Diokles, ich sage das nicht, als glaubte ich nicht an die Götter; aber ich will Dir das Ende des Fadens mit geringern Kosten wieder schaffen.

Diokles.

Nun, das wollen wir sehen.

Alexis.

Du hast gesagt, daß im Menschen wis

im Thiere ein Inſtinkt wohne, den ich einen Grundtrieb der Vervollkommenung genannt habe, welcher nothwendiger Weiſe aus dem Gefühl eines Bedürfniſſes, und aus dem Gefühl eines Gegenſtandes, der dies Bedürfniß befriedigen könnte, zuſammengeſetzt iſt; und daß dies Zuſammengeſetzte, dies Principium, da es ſich in dem Kopfe oder in der Seele des Thiers, oder des Menſchen, unmittelbar nach der Geburt, allein befindet, das Vermögen zu wollen nothwendig zu einem thätigen Willen beſtimmt, welches dieſen Menſchen oder dies Thier hintreibt zum Genuß; das iſt, zu einem Zuſtande, der glücklicher iſt als der gegenwärtige; zu einem ſeiner Natur gemäßen Beſſern. Iſt das nicht das Ende des Fadens, den wir verlohren hatten?

Diokles.

In Wahrheit, mein Freund, Du bringſt mich wieder auf den Weg. Wenn wir

nun die erſten Augenblicke des Daſeyns des Menſchen und des Thiers betrachten, ſo finden wir, daß das Gefühl des Bedürfniſſes bey dem einen wie bey dem andern gleich beſtimmt iſt; und der Gegenſtand der Befriedigung iſt blos phyſiſch. Wenn der erſte Trieb nach Nahrung befriedigt iſt, ſo ſchläft und vegetirt der Menſch und das Thier, bis neue Bedürfniſſe neue Triebe rege machen. Unterdeſſen ſtärken ſich die Organen und werden geübt. Die Vorſtellung von dem Gegenſtande wird je mehr und mehr beſtimmt. Dieſe Vorſtellung, die ſich wahrſcheinlich Anfangs blos durch den Geruch bildete, bildet ſich nun auch durch das Gefühl, das Geſicht und das Gehör, und erwirbt dadurch verſchiedene Geſtalten. Die Einbildungskraft bereichert ſich, und giebt dem Verſtande Anlaß ſeine Thätigkeit zu entwickeln, indem er Ideen bindet, vergleicht, und zuſammenſetzt. Der erſte

Mangel, den der Menſch oder das Thier in der Natur wahrnehmen, und der ſie drückt, beſteht darinn, daß die Natur nicht allezeit gleich bereit iſt, ſie mit dem Nothwendigen in dem Augenblicke des Verlangens ſelbſt zu verſehen, und daß ſie ihrem Genuſſe Hinderniſſe ſcheint entgegen geſetzt zu haben; es ſey nun in den allgemeinen phyſiſchen Geſetzen, oder in dem Intereſſe verſchiedener Gattungen, die ſich oft zu kreuzen ſcheinen: und dieſe Unbequemlichkeiten nöthigen oft Menſchen und Thiere, ihren Wohnplatz zu verlaſſen, um den Jahrszeiten unter andern Himmelsſtrichen nachzugehen, ſich gegen die Ungemächlichkeiten der Luft zu ſchützen, und ſich gegen die Stärkern, die ſie zu Grunde richten möchten, zu vertheidigen. Wenn der Menſch und das Thier es endlich dahin gebracht haben, daß die Gegenſtände ihres Bedürfniſſes in dem Augenblicke, wo das Gefühl des Bedürfniſſes

ſie antreibt, ihnen ſo gut wie möglich zur Hand ſind: ſo genieſſen ſie ſo viel und ſo oft als ſie genieſſen können; folglich ſind ſie glücklich, und für das Thier iſt hier ſein vollkommenes goldnes Alter.

Alexis.

Ich begreife das; iſt aber eben dieſes auch das ſo gerühmte Weltalter für den Menſchen?

Diokles.

Ja. Aber ich bitte, erinnere Dich, daß der Menſch das Vermögen hat auch in ſeines Gleichen zu genieſſen, und daß alſo, wenn man die Glückſeeligkeit des Menſchen und die Glückſeeligkeit des Thieres überhaupt ſchätzet; die letztere der Einheit gleich iſt, indeß die Glückſeeligkeit des Menſchen eine durch alles, was glücklich iſt, multiplicirte Einheit ſeyn wird.

Alexis.

— Das Unglück wirſt Du doch auf eben die Art berechnen, denke ich. — Uebrigens ſehe ich in dieſem Gemählde höchſtens den Zuſtand einiger Viehhirten, oder etwa der Einwohner von Attica, ehe Theſeus ſie zu einem Volke verſammelt hatte: und wenn Du kein anderes Jahrhundert des Saturn mir darzuſtellen weißt, ſo wirſt Du Dir ſchwerlich anmaſſen, den Heſiod und Deine Poeten gerechtfertigt zu haben.

Diokles.

Als Du die Reiſe nach Groß-Griechenland machteſt, haſt Du dort wohl mit einigen berühmten Pythagoräern Umgang gehabt?

Alexis.

Nein. — Warum frägſt Du mich das?

Diokles.

Weil ich denn vielleicht nicht ſo viel Mühe haben würde, über das goldne Weltalter mit Dir ins Reine zu kommen.

Alexis.

Ich bin den Philoſophen dieſer Secte wenig nachgegangen. Nicht aus Mangel an Hochachtung; ich ſchätze ſie unendlich; nur ſobald mir über die verſchiedenen Zwecke des Pythagoras und Sokrates die Augen anfiengen etwas aufzugehen, war ich für den letztern entſchieden.

Diokles.

Von welchen Zwecken redeſt Du?

Alexis.

Sokrates, wie mir deucht, hatte den Vorſatz, jeden Menſchen ſo vollkommen zu machen, als ſeine Natur es leiden könnte; welches ich für möglich halte. Pythagoras hingegen wollte einige

Individua ganz vollkommen machen, damit sie die andern regierten, und so alle glücklich würden; und das scheint mir eine Ungerechtigkeit und ein Hirngespinst.

Diokles.

Sehr richtig gesehen, mein lieber Alexis. — Aber genug: Pythagoras war um dieses Zwecks willen genöthigt, die kleine Anzahl seiner Auserwählten von dem Haufen der übrigen Menschen abzusondern, und das Studium der Weisheit mit Hüllen und Geheimnissen zu verwahren; das ist die Ursache, warum diese Schule im Besitze verschiedener sehr wichtiger Kenntnisse ist, die nicht allgemein bekannt geworden sind. — Du kennst wahrscheinlich, dem Rufe nach, jenen Archytas, der nicht allein, wie Homers Agamemnon, ein großes Oberhaupt von Völkern, und ein großer Feldherr war; sondern neben dem ein ganz vortreflicher Philosoph?

Alexis.

Du meynſt ohne Zweifel den Tarentiner, den berühmten Freund des Plato?

Diokles.

Eben den. Dieſer Archytas nun pflegte ſeinen nähern Freunden zu erzählen, daß Pythagoras, als er in Phönicien auf Reiſen war, ſich nach Biblos begeben habe, nicht ſowohl, um daſelbſt die alten Trümmer dieſer berühmten, vom Saturn gegründeten Stadt zu betrachten; als um daſelbſt einen alten Prieſter des Adonis zu hören, der in der Wiſſenſchaft der Geſtirne ſehr unterrichtet war, und den Ruf hatte, daß er mehr wiſſe als die andern Menſchen.

Er lehrte ihn die Geheimniſſe des großen Adonis-Feſtes, das man jährlich in den Tagen feyert, wenn der Fluß dieſes Namens, der vom Berge Libanon kommt, und nahe bey Biblos ins Meer fällt, dem

Meere bis an die Küsten vom Delta eine Blutfarbe giebt, und welches die Aegypter und Assyrer mit bewundernswürdiger Pracht feyern helfen. Er sagte ihm, daß alle Jahre, an gewissen Tagen, der schöne Adonis auf dem Gebirge wieder erscheine, um sich da wie ehemals mit der Jagd zu erlustigen; daß alle Jahr ein ungeheurer wilder Eber ihn von neuem an der Hüfte verwunde, wie an dem ewig zu bejammernden Tage geschah, welcher der Göttin der Schönheit so viele Thränen gekostet hat; und daß das Blut, das jedesmal aus der neuen Wunde fliesse und mit dem Wasser des Flusses sich vermische, die Ursache jener jährlichen rothen Farbe des Meeres sey.

Alexis.

Sage mir beym Jupiter, glaubte denn Pythagoras solche Weibermährchen?

Diokles.

Ich zweifle daran. Hätte Pythagoras

aber, wie der Prieſter, ſie von der Wiege an gelernet; ſo hätte er wahrſcheinlich ſie geglaubt, wie ein anderer.

Alexis.

Wie iſt doch der Menſch ſo ſchwach!

Diokles.

Ja; in der Kindheit.

Alexis.

— Du haſt Recht; aber ich bitte Dich, was willſt Du, daß ich, nach einem ſolchen Anfange, auf die Folge des von dieſem Prieſter gegebenen Unterrichts bauen ſoll?

Diokles.

Es wäre nichts ungewöhnliches, mein lieber Alexis, wenn ſich dieſer Prieſter in allem übrigen als einen ſehr weiſen Mann bewieſen hätte, dieſen einzigen Punkt ausgenommen, der durch Zeit und Uebung bey ihm Sache des Inſtinkts geworden war. — Aber daß ich Dir aus

aller Verlegenheit helfe, es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß der weiſe Greis von dem eben erzählten ſelbſt viel geglaubt habe; denn er ſetzte hinzu: was er geſagt, habe er nur als Oberprieſter geſagt. Die Philoſophen aber gäben zur Urſache jener Erſcheinung an, daß während ſechs oder ſieben Tagen im Jahr ein ſehr heftiger Oſtwind in den Gegenden um den Berg Libanon wehe; daß dieſer Wind alsdann eine ungeheure Menge des rothen Sandes vom Gebirge in den an ſeinem Fuße ſich herum ſchlängelnden Fluß jage, welcher dieſen Sand hernach mit ſich fortführe, bis in das Meer, das die Küſten von Phönicien und Aegypten anſpült.

Alexis.

Das kann ich begreifen. Fahre fort, ich bitte Dich.

Diokles.

Er war der erſte, welcher den Pytha-

goras lehrte, daß die Erdkugel in Jahresfriſt in einem großen Zirkel ſich um die Sonne bewegt; daß die Erde ſich in Einem Tage und einer Nacht von Abend nach Morgen um ihre Achſe dreht: und das ſey, wie er ſagte, die Urſache von der ſcheinbaren Bewegung aller Geſtirne von Morgen nach Abend. Er lehrte ihn die Urſachen von der Veränderung der Jahrszeiten. Er erklärte ihm den Lauf der Planeten; ſo wie auch der Kometen, deren Wiederkunft er, nach Art der Chaldäer, vorherſagte. Als er zuletzt an den Mond kam, beſchwerte Pythagoras ſich bey dem Alten über die ausſchweifende Eitelkeit der Arkadier, die ſich für das älteſte Volk der Erde ausgäben, weil ſie lange vor dem Monde da geweſen wären; und der Prieſter ſagte ihm darüber folgende merkwürdige Worte: Du, Pythagoras, und überhaupt ihr Griechen, ſolltet Euch eigentlich über Eure Unwiſſen-

heit beſchweren. Zu viel Witz hat Euer Genie irre geleitet; es hat über den reichen Phantomen Eurer glänzenden Einbildungskraft die Bahn der einfachen Wahrheit verlohren. Ihr habt in einer Menge Fabeln, die ſo abgeſchmackt ſind als ſie lieblich lauten, die Wahrheit dergeſtalt verdreht, daß ihr ſie ganz aus dem Geſichte verlohren habt; und diejenigen unter Euch, deren geſunder Verſtand ſich dieſer Träumereyen geſchämt hat, und die, was noch von der alten Wahrheit da iſt, kennen lernen wollten, mußten Griechenland verlaſſen, um bey denjenigen, die Ihr Barbaren nennt, den Schatz wieder zu finden, den Ihr durch Euren muthwilligen Leichtſinn verlohren habt. Was die Arkadier von ſich rühmen, iſt keine Erdichtung. Die Erde war viele Jahrhunderte bewohnt, ehe der Mond ihr ſein Licht brachte. Damals war die Richtung ihrer Achſe ſenkrecht auf der Fläche

ihrer Bahn; ihre beyden Pole waren alſo von der Sonne gleich weit entfernt. Die Tage und Nächte waren überall gleich. Es gab gar keine Jahrszeiten. Es gab nur Himmelsſtriche. Ein jeder Erdgürtel behielt immer denſelbigen Grad der Wärme, ohne die geringſte Veränderung. Die einfache Wirkung der Sonne machte die Ebbe und Fluth der Meere regelmäßiger und ruhiger; und die flüßigen Theile in den Körpern der Thiere und Pflanzen behielten ihre Größe und ihre Dichtigkeit. Es konnte kein anderer Wind ſeyn als der Weſtwind, wegen der gleichförmigen, täglichen Bewegung der Erde von Abend nach Morgen. Nichts konnte die Atmoſphäre verändern. Ein jedes Thier, eine jede Pflanze mußte an dem Orte hervorkommen, der ihrer Natur am gemäßeſten war. Die Bäume waren immer gleich voll von Früchten, Blüthen und Laub;

die Erde fand in der Abwechſelung der Jahrszeiten kein Hinderniß, ihre unendliche Zeugungskraft zu entwickeln. Die beſtändige Gleichheit der Natur lieferte Kräuter und Früchte, die viel nahrhafter waren; und deren Arten durch die ſchnelle Folge der Jahrszeiten haben zerſtört werden müſſen. Menſch und Thier fanden ihren Unterhalt überall um ſich her, und weder der eine noch das andere konnte jemals in der traurigen Nothwendigkeit ſeyn, in dem Blute oder in den Eingeweiden ſeines Gleichen ſich eine ſcheußliche Nahrung zu ſuchen. Sehr ſelten verließ der Menſch den Erdgürtel, worinn er gebohren war; weil er ſich an keinem Orte ſo wohl befand, als in ſeiner Heimath. Da jeder Menſch ſich für den glücklichſten auf Erden hielt; ſo war aller Ehrgeitz, und alle Eigenthums- oder Eroberungsſucht unmöglich. An Handlungsunternehmungen konnte nicht gedacht

werden; denn es war nichts auf der Erde, das, wenn es von einem Orte zum andern gebracht würde, nicht unnützlich hätte scheinen müssen, und ohne Werth. Bey einer so gleichförmigen Verfassung der Dinge, mußten die Menschen sich einander ähnlich sehen, und der Mensch erblickte in jedem einzelnen Wesen seiner Art, das ihm begegnete, sich selbst; und da er sich für glücklicher hielt als jeden andern; so war das Ziel seiner Wünsche, jeden andern, in dem er sich wieder erkante, so glücklich zu machen, als er sich selbst fühlte. Auch mußte damals die Sprache durchaus vollkommen seyn, weil sie keine andere Worte oder Zeichen hatte, als solche, welche die Organen, von starken innerlichen Empfindungen gedrungen, durch Laut und Geberde von sich gäben.

Wenn wir die unendlichen Schwierigkeiten in Betrachtung ziehen, die wir nicht selten bey einer Menge zarter und

erhabener Gefühle antreffen, um sie andern mitzutheilen, da wir selbst doch ein inniges Bewußtseyn davon haben: so läßt sich leicht begreifen, wie vollkommen damals die Menschen ihre gleichstimmigen Empfindungen und Begriffe sich verständlich machen und wechseln konnten; wie klar und kräftig die Ausdrücke eines beglückenden Zustandes; eines Genusses; der Liebe; eines Lobgesanges der Gottheit seyn mußten: wie einleuchtend die Wissenschaften, welche durch Zeichen vorgetragen wurden, die mit den Gegenständen dieser Wissenschaften vollkommen übereinstimmten, und allen bildlichen Ausdruck ungereimt machten, so wie alle jene erborgten Worte, durch die man Ideen einiger Maaßen darzustellen sucht, welche unsere schwachen Organen nicht mehr stark genug rühren, um treffende Wirkungen darinn hervorzubringen. Man sagt, ein einziger Seufzer,

ein Wort, eine Geberde, die jetzt nur ein unvollkommenes, unbestimmtes oder zweydeutiges Zeichen unserer innigsten Empfindungen sind, sey in jenen Zeiten ein lebendiges, reines und vollendetes Gemählde von dem Zustande der in einem Meer von Wollust schwimmenden Seele gewesen, wo jede Welle, so klein und zart sie auch seyn mochte, ihren sanften Anstoß fühlen ließ. Es ist augenscheinlich, daß in Menschen, deren Einbildungskraft so lauter, so lebendig und so geschickt war, die feinsten und leisesten Eindrücke aufzunehmen und wieder von sich zu geben, ein weit deutlicheres Gefühl von der Allgegenwart der Gottheit sich erzeugen mußte, als in unserm gegenwärtigen Zustande möglich ist. So war auch, wegen der gänzlichen Unwissenheit von dem, was Unglück ist, ihre Moralität ohne den Ton von Anstrengung und Ueberwindung, der uns jetzt groß und herrlich

aber mit einer dicken Atmoſphäre umgeben, und ein kurzes Haar vor ſich her. Da er faſt gerade gegen die Erde vorrückte, ſchien er wie unbeweglich an demſelben Orte des Himmels: ſeine flammende Geſtalt nahm immer zu; und ſo kam er von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde, immer näher. Es währte nicht lange, ſo bemerkte man in den Gewäſſern eine unordentliche Bewegung; ſchwellend traten ſie aus den Ufern; ihre Oberfläche war gefurcht, mit Schaum. Es ließ ſich innerlich in den Körpern aller Thiere eine ganz wunderbare Veränderung ſpüren, die von einer unbekannten Unordnung in ihren Säften herrührte. Ungewöhnliche Flecken verunſtalteten den reinen blauen Himmel, den bis dahin nichts getrübt hatte; die erſten Wolken bildeten ſich. Was man noch von Sternen ſah, ſchien ſeine Stelle verändert zu haben; denn die Achſe der Erde war ſchon nicht mehr ſenkrecht, und ihre ſchwer-

sten Theile neigten sich, durch eine anzie-
hende Kraft, unmerklich nach dieser neuen
Masse hin. Die Erde, die niemals anders
als mit dem Morgenthau war befeuchtet
worden, wurde durch Gewässer über-
schwemmt, die oben vom Himmel herun-
ter fielen. Da die einfache und gleichför-
mige Bewegung der Erde, welche bisher
die verschiedenen Materien in ihrem
Schooße verhindert hatte, sich zu vermi-
schen, in Streit zu gerathen und zusam-
men zu gähren, aufgehoben und verändert
war: so fand sich nun alles, Salpeter,
Schwefel, Feuer, untereinander gemischt.
Es stiegen schwarze Dünste empor. Lo-
dernde Blitze durchkreuzten zum erstenmal
das dunkle und weite Gewölbe des Him-
mels. Das fürchterliche Getöse des Don-
ners ließ sich hören. Nicht lange; so zer-
platzte an hundert Stellen die dicke Rinde
der Erde, um der Unordnung, die sie in-
wendig von allen Seiten ängstigte, Luft

zu machen. Alle Elemente waren in Verwirrung, und ihre rohe Vereinigung brachte Materien von vermiſchter, ausgearteter und zweydeutiger Natur hervor. Die Luft, die ſich von entgegengeſetzten Seiten her gedrückt fühlte, bewegte ſich und ſuchte brüllend Ausgänge nach verſchiedenen Richtungen. Ein jeder Hauch ſtreckte die dickſten Wälder danieder. Millionen Menſchen und Thiere kamen in dieſer fürchterlichen Kataſtrophe um. Diejenigen unter ihnen, die durch ein glückliches oder unglückliches Ohngefähr, auf dem Gewäſſer, das dieſe ganze Scene der Verzweiflung ſchon bedeckte, ſich an Baumſtämmen angehängt hatten, befanden ſich in einer ſchrecklichen Ruhe. Sie ſahen nichts als ein wüthendes Meer, einen fremden und unreinen Himmel, und das gebrochene blaugelbe Licht jenes ſcheußlichen Körpers, die traurige Urſache alles ihres Unglücks.

Der Menſch, welcher kurz vorher in jedem Stern, in jeder Blume, in jedem Bruder, unter jedem Morgenroth einen gnädigen Gott angebetet hatte, von dem ihm die Sonne das vollkommenſte Bild dünkte, glaubte in dieſem neuen Sterne das Bild eines ſiegenden Gottes zu ſehen, der mächtiger war als der ſeinige; eines übelgeſinnten Gottes der Zerſtörung und der Finſterniß. Und das iſt die erſte Quelle der ungereimten Idee von einem guten und böſen Unweſen. Das Geſchrey der Menſchen und Thiere war eine neue Sprache, die man wegen der wechſelſeitigen ſtarken Empfindungen, zu verſtehen das Unglück hatte. Schrecken, Schauder, und ein dumpfer Sinn des Zuſammenfahrens kamen an die Stelle der ſüßeſten Ruhe. Der Menſch ſah den Tod zum erſtenmal unter dem neuen Geſichtspunkte eines gewaltthätigen Zuſtandes. Dieſer Augenblick des Ueberganges; dieſer wollüſtige

Augenblick; dieſer Augenblick, der vorhin, wie eine aufgehende Blume, ſchön war, nicht durch die Hoffnung, die der Menſch nicht kannte, ſondern durch das untrügliche und deutliche Gefühl einer aufblühenden und ſichtbaren Zukunft, die noch angenehmer war als das Vergangene und das Gegenwärtige: ſelbſt dieſer Augenblick ſchien ihm das ſchrecklichſte von allem. Denn die Zeiten waren noch nicht gekommen, wo er ſich zu ſeinem traurigen Troſte die widerſprechende Idee einer unmöglichen Vernichtung ſchmiedete. Endlich — die Erde erſeufzte noch von dem, was ſie gelitten hatte — fiengen die Elemente an wieder in ihr Gleis zu kommen. Der Mond ſäuberte ſich von ſeiner Atmoſphäre und ſeinem Haar; und nachdem er durch das ſchreckliche, von einer zu nahen Sonne geborgte Feuer, in einen Todtenkopf, in ein Weſen zu allem untüchtig und von unnützer ewiger Dauer war verwan-

delt worden; ſetzte das groſſe Geſetz der Natur das Gleichgewicht zwiſchen ihm und der Erde feſt, und verordnete ihn zu unſerem beſtändigen Gefährten.

Jahrhunderte hindurch beweinte der Menſch ſein Geſchick, und kaum gelang es ihm, ſein abhängiges Daſeyn zu behaupten. Die ſcheinbaren Widerſprüche, die er an der kreißenden Natur geſehen hatte, ließen ihn lange Zeit in dem Dämmerlichte zwiſchen Wahr und Falſch, zwiſchen Gut und Böſe herum irren. Beſtürzt und betäubt, da er die Zeichen des Wahren verlohren hatte, umarmte er das Wunderbare, den leeren Schatten ſeiner vergangenen Gröſſe. Endlich, nachdem der Menſch zu ruhigern Augenblicken, welche Ueberlegung und Nachdenken zuließen, gekommen war, fieng er mehr oder weniger an, ſich zurecht zu finden. Der Weiſe wurde mit ſeinen Uebeln vertraut; und

obgleich die Fülle und Deutlichkeit der Empfindungen, wodurch ehmals das Schöne in mehr harmonischen Gegenständen mit Leichtigkeit gefunden wurde, dem Menschen gegenwärtig mangelte: so gelang es ihm, doch mit der Zeit, weil das Schöne weniger in der Natur des Gegenstandes, als in der Fassungsart des Menschen liegt, in Gegenständen, die viel unharmonischer und heterogener waren, ein Schönes zu erblicken, das zwar unzuverläßiger und schwankender, aber das einzige mögliche unter den gegenwärtigen Bedingungen war. Kurz, der Weise entdeckte zuletzt selbst in den Gegenständen, die das Schrecken seiner Väter gewesen waren, Spuren des Schönen und Erhabenen; und schloß daraus, daß diese große physische Katastrophe, und die vorhergegangenen schönen Zeiten, seinem Wesen gleich fremde, und der Verschiedenheit seiner Ansicht unterworfen wären.

Siehe, mein lieber Alexis, das war, so viel ich mich erinnern kann, die Rede des Hypsikles; so hieß der Priester. Und in Wahrheit, wenn wir bedenken, daß der Tod, das Böse, das Laster und der Schmerz Dinge wider unsere Natur sind, und daß wir uns fast immer einer größern Glückseligkeit, als die wir genießen, fähig fühlen; wenn wir die vielen Widersprüche erwägen, die so oft in unsern Handlungen, in unsern Gedanken und unsern Neigungen vorkommen; die unbestimmten und dunkeln Begriffe, die wir von gewissen Sachen haben, von deren Wirklichkeit wir durch die innigste und vollkommenste Ueberzeugung gewiß sind; die seltsame Einrichtung unserer, dem Anscheine nach, so sehr wider einander laufenden Gottesdienste; die Natur unserer meisten Wissenschaften, die überall Zwischenräume, Lücken und Leeres haben, indeß die Geometrie und

unſere Sinne *) uns beweiſen, daß wir fähig ſind, die Kettenreihe, den Zuſammenhang der ergänzenden Wahrheiten, die einen Theil der großen Wahrheit ausmachen, zu erkennen und zu fühlen: iſt es denn wohl möglich, mein lieber Alexis, die große Wahrſcheinlichkeit zu läugnen, daß wir einige Sinne, oder vielmehr einige ihnen analoge Leitzeuge der Thätigkeit verlohren haben, durch deren Vermittelung gewiſſe Zwiſchenideen und Zwiſchenempfindungen vormals aus unſerm eingeſchränkten Wiſſen ein vollſtändiges Ganzes machten, wovon keine Spuren mehr übrig ſind, als in den mehr oder weniger veränderten Traditionen von unſerm ehmaligen Zuſtande? Iſt es möglich, der Rede des Hypſikles, deſſen Schüler zu ſeyn Pythagoras für keine Schande hielt, allen Glauben zu verſagen? Ich bitte Dich, lieber Alexis, ſage was denkſt Du davon?

*) S. Sophyle, ou de la Philoſophie.

Alexis.

— Ich muß bekennen, daß dieſe Rede des Prieſters, mit Deinen Betrachtungen verknüpft, etwas überraſchendes und treffendes für mich hat. Ja, ich glaube ihm gewiſſer Maaßen, ohne mich recht darüber erklären zu können. — Ich glaube an ſein goldnes Weltalter aus dem Inhalte ſeiner Rede, wie ich aus einem ſcharf begrenzten Schatten das Daſeyn eines Körpers vermuthe, den ich nicht ſehe.

Diokles.

Möchteſt Du nicht aus dem Schatten, den Du ſieheſt, auf das Daſeyn des Körpers ſchließen, der ihn zuwege bringt?

Alexis.

Nein, keinesweges; und Du eben ſo wenig, wenn ich Dich kenne; denn der Schatten, den ich ſehe, iſt nichts als ein Schein, der ein bloßes Werk der Kunſt ſeyn könnte.

Diokles.

Wenigſtens ſchließeſt Du doch auf die Wahrſcheinlichkeit?

Alexis.

Auch das nicht; ſondern auf die Möglichkeit, und das iſt alles was ich thun kann.

Diokles.

Aber, mein Lieber, wenn Du die Geſchichte mit einem Schatten vergleichſt, und Du allezeit auf ſolche Art ſchließeſt; was wird denn aus der Geſchichte, und Deinem Glauben an ſie werden?

Alexis.

Bin ich gewiß, daß die Geſchichte ein Schatten iſt; ſo ſchließe ich dreiſt auf die Wahrheit der Begebenheiten die ſie darſtellt: habe ich aber Urſache, ſie für erkünſtelt zu halten; wie kann ich anders verfahren, als ich thue? Geſetzt, daß

ein geſchickter Mahler da vor uns auf der Wand dieſer Halle, wo die Sonne hinſcheint, den Schatten der Minerva oder der Diotime mahlte; ſo würdeſt Du ſehr geneigt ſeyn, daraus zu ſchließen, daß die Göttinn oder ihre Freundinn ſich irgendwo hinter uns befänden. Wenn aber der Mahler dort den Schatten eines Centaurs mahlte, den Du nie geſehen haſt: ſo würdeſt Du nicht mit eben demſelben Vertrauen ſchließen, daß der Centaur ſich dort befände. Du wirſt weit leichter an die Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges glauben, welche Thucydides erzählt, als an die Geſchichte der Titanen und Götter. Thucydides giebt Dir einen wahren Schatten von einer Sache, die er ſieht und ins Licht ſtellt; Heſiod mahlt Schatten von Dingen, die nur in ſeiner Einbildungskraft vorhanden ſind, und die mir ſehr ungereimt vorkommen. Und was den Hypſikles angeht; weiß ich nicht,

ob er mir wahre Schatten giebt; oder ob er mir Schatten von Dingen vormahlt, die nur sehr wahrscheinlich lassen. Dein Hypsikles also, mein Lieber, könnte wohl nichts mehr seyn, als ein Dichter, der ein wenig vernünftiger ist als Hesiod; und Du scheinst mir eigentlich die Wahrheit der sehr ungereimten Fabel des Hesiods, durch die Wahrscheinlichkeit der weniger ungereimten Fabel des Hypsikles, beweisen zu wollen. Du lachst; doch wisse, daß, wenn ich Dir zu viel Bedenklichkeiten habe, es Dein eigenes und Deines Sokrates Werk ist.

Diokles.

Wenn Du nur Bedenklichkeiten hast, so laß ich es gelten; hast Du aber zu viel Bedenklichkeiten, so ist das nicht unser Werk.

Alexis.

Meine einzige Bedenklichkeit, lieber Diokles, besteht darinn, daß man ge-

gen Wahrheiten mißtrauiſch ſeyn muß, die durch die Zauberhände der Dichter gegangen ſind. Sie lieben die Wahrheit nur mit einer unreinen Liebe, und um ſie zu mißbrauchen. Die Schöne ſelbſt iſt ihnen unzugänglich. So wie ſie ihr nahe kommen, flieht ſie, verändert ſich, löſt ſich in tauſend Theilchen auf, wovon ſie kaum einige erhaſchen, und dann auch dieſe noch verderben. Das ſchöne Ganze entgeht ihnen.

Diokles.

Laß den Gott Pan uns nicht hören, lieber Alexis! Denn er iſt es, dem ſie nachahmen.

Alexis.

Wie das?

Diokles.

Du weißt ſeine Leidenſchaft für die junge Tochter des Fluſſes Ladon?

Alexis.

Alexis.

Und weiter?

Diokles.

Als die ſchöne Syrinx ſich bey Herannahung dieſes Gottes in tauſend Schilfröhrlein verwandelte, ſchnitt er deren ſo viele ab, als er konnte, und machte kleine Flöten daraus, womit die Nymphen, die Faunen und die Dryaden ſich ergötzen.

Alexis.

Beſſer wär' es, dem Jupiter nachzuahmen, der aus den Stücken des kleinen Pelops wieder einen Pelops machte.

Diokles.

Das iſt eine Arbeit für den Philoſophen, mein lieber Alexis, und was dieſe Arbeit ſo ſchwer macht, iſt die Schulter des kleinen Pelops, welche fehlt; zu einer ſolchen Ergänzung gehört ein Jupiter. — Aber höre: in der That, ich begreife nicht, was

für ein Vorurtheil Dich gegen die göttliche Poesie aufbringt? Weißt Du wohl, daß in den Elysäischen Feldern, Thales, Pythagoras, Sokrates und Plato; und Linus, Orpheus, Hesiod und Homer immer beysammen sind, und sich nie verlassen? — Sage mir, ich bitte Dich (denn Du mußt von Deiner Krankheit geheilt werden): wie viel Ordnungen giebt es in der Baukunst?

Alexis.

Drey.

Diokles.

Du bewunderst ohne Zweifel in der Dorischen die Festigkeit, in der Jonischen die Präcision und Eleganz, und in der Corinthischen den Reichthum und die Schönheit?

Alexis.

Zuverläßig.

Diokles.

Trägt die letztere die Last eines Gebäudes weniger, als die Dorische?

Alexis.

Nicht, daß ich wüßte.

Diokles.

Iſt ſie weniger elegant und prăcis, als die Joniſche?

Alexis.

Nein, gewiß nicht.

Diokles.

Hat ſie nicht die Feſtigkeit der erſten, die Eleganz der zweyten, und thut ſie nicht zu beyden noch den Reichthum und die Schönheit hinzu?

Alexis.

Ohne Widerrede.

Diokles.

Weißt Du die drey Ordnungen, worauf das große weite Gebäude aller unſerer Kenntniſſe ruht?

Alexis.

Aufrichtig, ich weiß ſie nicht.

Diokles.

Sollte nicht Geſchichte, welche die Thatſachen erzählt, die erſte ſeyn? Die zweyte: Philoſophie, welche die Thatſachen auseinander ſetzt, Ordnung und Zierde hineinbringt? — Und die dritte, nach Deiner Meynung?

Alexis.

Du meynſt: Poeſie.

Diokles.

Ja; ſie ſchmückt und bereichert die beyden andern, wenn Du meine Vergleichung richtig genug findeſt.

Alexis.

Sie ſcheint mir richtig genug; dies iſt aber eine ganz beſondere Art, Begriffe zu verknüpfen.

Diokles.

Warum? — Haſt Du eine andere, ſelbſt in der Geometrie? — Auf der Inſel Lemnos ſieht man, bis in Macedonien hinein, den Berg Athos. Wenn Du im Sande ein kleines Dreyeck beſchreibſt, und es mit einem andern, das ihm ähnlich iſt, vergleichſt; ſo weißt Du die Entfernung oder die Höhe des Berges. Iſt das nicht die nemliche Art zu ſchlieſſen? — Deine Vergleichung der Wahrheit mit der ganz nackten Liebesgöttinn war nicht richtig; daher Dein Irrthum. Die ſchöne Venus liebt Wohlanſtändigkeit. Frage den Homer, der ſie kannte. Sie ließ ſich von den Huldgöttinnen ſchmücken, und ihr Gürtel benahm ihr nichts von ihrer Macht. Beſorge nicht, daß die Poeſie etwas an Deiner Wahrheit verderbe.

Uebrigens wird die Poeſie nicht ohne Urſache die Sprache der Götter genannt;

wenigſtens iſt ſie die Sprache, welche die Götter jedem erhabenen Genie, das Umgang mit ihnen hat, eingeben, und ohne dieſe Sprache würden wir ſchlechte Fortſchritte in unſeren Wiſſenſchaften machen. Ob es gleich unſchicklich iſt, die Poeſie mit andern Waffen, als der Gewalt ihrer Schönheit, zu vertheidigen; ſo will ich doch die Philoſophie zu Hülfe nehmen, die ihr zu viel ſchuldig iſt, als daß ſie ihre Freundinn der Wuth ihrer hartherzigen Feinde überlaſſen ſollte.

Alexis.

Du wirſt warm.

Diokles.

Ein wenig; weil es nöthig iſt. Sage mir aber: hat nicht jede Idee, jede Empfindung, irgend eine Wahrheit zum erſten Grunde? Hat ſie nicht ein wahres Urbild, deſſen treue, mehr oder minder

ſtarke, lebendige oder deutliche Abbildung ſie iſt?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Iſt nicht in jeder Wiſſenſchaft eine neue Wahrheit, die gefunden wird, das Reſultat der Zuſammenſetzung mehrerer einander näher gebrachter Ideen?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Giebt es in der Geometrie Wahrheiten, welche die großen Meiſter vor dem Beweiſe erkannten? Giebt es in der Rhetorik, in der Poeſie, Wahrheiten, Schönheiten, erhabene Züge, die gefühlt und ſelbſt ausgedruckt wurden, ehe ſie der Verſtand näher erwogen und Theilweiſe geprüft hatte?

Alexis.

Das ſeh' ich ein.

Diokles.

Wer ſetzt dieſe Ideen, woraus dergleichen gefühlte Wahrheiten oder Schönheiten entſpringen, oder die ſie ausmachen, zuſammen?

Alexis.

Wirklich, ich weiß es nicht.

Diokles.

Dieſe Zuſammenſetzung muß geſchehen, entweder durch das Ohngefähr; oder durch die eigne Natur dieſer Ideen; oder durch irgend ein wirkſames Weſen, das ſie zu lenken und zu leiten weiß. — Geſchieht es vielleicht durch das Ohngefähr?

Alexis.

Ganz gewiß nicht; denn ſonſt würde ſich dies eben ſo oft in dem Kopfe eines Narren, als eines Weiſen zutragen. Auch würde Plato nicht ſo oft Plato ſeyn.

Diokles.

Soll es denn durch die eigene Natur dieſer Ideen geſchehen?

Alexis.

Das kann nicht ſeyn; denn zwiſchen Ideen, in ſo fern ſie Ideen ſind, kann es ſo wenig wirkſame Beziehungen geben, als es dergleichen zwiſchen Schatten, in ſo fern ſie Schatten ſind, geben kann.

Diokles.

Es bleibt uns alſo nichts zur Urſache übrig, als ein wirkſames Weſen, welches lenkt und leitet; und das wir unterſuchen müſſen. — Aber ſage mir erſt: finden ſich zwiſchen den wirklichen Dingen, wovon die Ideen die Ideen, oder treuen Abdrücke ſind, dieſelbigen Beziehungen, wie zwiſchen dieſen Ideen?

Alexis.

Ja, allerdings.

Diokles.

Also: das Zusammengesetzte von Ideen stellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zusammensetzung der Dinge selbst entstehen würde, mit derselbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und besonders vorstellt?

Alexis.

Das ist gewiß.

Diokles.

Wenn also diese ideale Zusammensetzung Schönheit darstellt; so muß die wirkliche Zusammensetzung, wenn sie da ist, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich ist wenigstens das, was der Poesie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

Diokles.

Richtig. Du wirſt aber ſehen, daß in unſerer Unterſuchung dies auf Eins hinausläuft. — Löſt ſich die Schönheit nicht in die Menge der Ideen und die Kürze der erforderlichen Zeit, um ſie aneinander zu fügen oder ſie zuſammenzuſetzen, auf; oder beſteht ſie nicht in dem, was es dem Verſtande leichter macht, ein Ganzes zu umfaſſen?

Alexis.

Das geb' ich zu.

Diokles.

Wenn folglich, durch irgend ein Mittel, die Ideen von vielen wirklichen oder möglichen Dingen, einander ſo nahe gebracht werden können, daß ſie einige Augenblicke lang im Kopfe faſt zugleich da ſind: ſo

wird gewiß der Verſtand, zwiſchen dieſen Ideen, am ſchnellſten diejenigen Verhältniſſe wahrnehmen, die ſich mit der größten Leichtigkeit faſſen laſſen; das heißt, diejenigen, die für uns die reichſte, die wahrſte, und einfachſte Schönheit ausmachen: und dies iſt die Urſache, warum gewöhnlich, bey einem Manne von Genie, die erſte Idee, die ſchönſte; und der erſte Ausdruck, der kräftigſte iſt. Alſo, mein lieber Alexis, iſt es die Fähigkeit, die Ideen einander am meiſten und am beſten zu nähern, was das Schöne und das Erhabene hervorbringt, und jene Seelen, welche darum einen nähern Umgang mit der Gottheit zu haben ſcheinen, große Wahrheiten gleichſam unmittelbar und auf einen Blick entdecken läßt. Wenn wir aber in uns ſelbſt dieſe Fähigkeit, in jenen glücklichen Augenblicken des Enthuſiasmus, wo wir dem Schooße der Natur einen Funken des Wahren und

Schönen entreiſſen, näher anſehen: ſo finden wir, daß, was wir von unſerer Seite dabey thun, ſehr wenig iſt. Wir halten da nicht mehr den klugen, abgemeſſenen, und bedächtlichen, mehr oder weniger langſamen oder ſchnellen Schritt des Verſtandes; ſondern unſere Bewegung iſt wie Jupiters Blitz, der in demſelben Augenblicke abfährt, und trifft. Alles, was wir von unſerer Thätigkeit dabey wahrnehmen, iſt eine unbeſtimmte blinde Anſtrengung, deren Erfolg jene Annäherung von Ideen iſt. Hierauf tritt der Verſtand ſeine gewöhnliche Arbeit an; er betrachtet, was die mehr gedrängte und condenſirte Einbildungskraft ihm darbietet, und ahmt es in ſeinen Ausdrücken treulich nach. Wir wollen annehmen, Alexis, was doch ſehr zweifelhaft iſt, daß dieſe Annäherung von Ideen, dieſes Zuſammendrängen der Einbildungskraft bisweilen einzig und allein

die Wirkung jener unbekannten Anſtrengung ſey; dennoch bleibt es auſſer allem Zweifel, daß dieſe Annäherung ſehr oft ohne jene Anſtrengung ſich äuſſert, und uns hohe Dinge und Wahrheiten ſehen läßt, die weit über unſere gewöhnliche Faſſung gehen. — Wer iſt in dieſem letzten Falle nun der Urheber, oder die Urſache dieſer glücklichen Annäherung? Wer ſonſt, als derjenige, der den Homer ſingen lehrte, und zu Dodona oder Delphi uns mehr oder weniger von einem ungewiſſen Zukünftigen unterrichtet? Du ſiehſt alſo, daß die Poeſie, ſie mag aus der Anſtrengung eines großen Genies, oder durch einen göttlichen Hauch entſtehen, bey allen Künſten und Wiſſenſchaften den Vorſitz hat; und der erhabenen Wahrheit nicht allein das iſt, was die Grazien dem Liebesgotte ſind; ſondern was Aurora der Bildſäule des Memnon iſt, wenn ſie dieſer Licht und Sprache giebt.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich fühle zum Theil die Bündigkeit Deiner Schlüsse; willst Du aber, daß ich Deine Idee ganz fassen soll, welches ich sehr wünsche, so sey so gut und widerhole mir das gesagte noch einmal, auf die einfachste Weise, und wie es sich am leichtesten begreifen läßt.

Diokles.

Dir zu Gefallen will ich es versuchen. Da ich aber die Sache nicht einfacher zu nehmen weiß; so kann ich Dich nur an das, was ich bereits gesagt habe, gewisser Maaßen erinnern.

Die Einsicht einer neuen Wahrheit; die Wahrnehmung neuer Beziehungen zwischen den Dingen; das Gefühl des Schönen und Erhabenen in jeder Art: entspringen sie aus einer blos isolirten einzelnen Idee; oder wird die Zusammen-

ſetzung oder der Zuſammenfluß von mehreren dazu erfordert?

Alexis.

Es wird durchaus der Zuſammenfluß von mehreren erfordert.

Diokles.

Wenn eine Annäherung oder ein Zuſammenfluß von mehreren Ideen in der Einbildungskraft iſt; ſo hat der Verſtand die Einfache dieſer Ideen und einiger ihrer Beziehungen: nicht wahr?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Welche unter dieſen Beziehungen werden von dem Verſtande am erſten wahrgenommen?

Alexis.

Ohne Zweifel, die für ihn am leichteſten zu faſſen ſind.

Diokles.

Diokles.

Das ſind alſo die, welche er in der kürzeſten Zeit faſſen kann?

Alexis.

Zuverläßig.

Diokles.

Das heißt ſolche, aus denen das Schöne und Erhabene beſteht?

Alexis.

Es folgt aus dem, was Du mir ehmals ſchon bewieſen haſt.

Diokles.

Wenn alſo mehrere Ideen, die unter ſich die unmittelbarſten und auffallendſten Beziehungen haben, einer abſoluten Coexiſtenz am nächſten kommen; wird nicht der Verſtand das Wahre, Schöne und Erhabene, das dieſe Ideen enthalten, auf das vollkommenſte wahrnehmen, und im nichſten Maaße genieſſen?

Diokles.

Also: das Zusammengesetzte von Ideen stellt das, was in der That aus einer ähnlichen Zusammensetzung der Dinge selbst entstehen würde, mit derselbigen Wahrheit vor, womit jede Idee jede Sache einzeln und besonders vorstellt?

Alexis.

Das ist gewiß.

Diokles.

Wenn also diese ideale Zusammensetzung Schönheit darstellt; so muß die wirkliche Zusammensetzung, wenn sie da ist, es gleichfalls thun?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Folglich ist wenigstens das, was der Poesie zum Grunde liegt, Wahrheit.

Alexis.

Wahrheit oder Möglichkeit.

Diokles.

Richtig. Du wirst aber sehen, daß in unserer Untersuchung dies auf Eins hinausläuft. — Löst sich die Schönheit nicht in die Menge der Ideen und die Kürze der erforderlichen Zeit, um sie aneinander zu fügen oder sie zusammenzusetzen, auf; oder besteht sie nicht in dem, was es dem Verstande leichter macht, ein Ganzes zu umfassen?

Alexis.

Das geb' ich zu.

Diokles.

Wenn folglich, durch irgend ein Mittel, die Ideen von vielen wirklichen oder möglichen Dingen, einander so nahe gebracht werden können, daß sie einige Augenblicke lang im Kopfe fast zugleich da sind: so

Urtheile Du selbst, ob ich mich betrüge. Ich begreife nun erst was Poesie eigentlich ist. Es leuchtet mir ein, daß die tiefsinnigsten Schlüsse, der bedächtlichste und überlegteste Gang des Verstandes uns wenig neue Wahrheiten liefern könnten, wenn nicht durch diesen Enthusiasmus, der die Ideen einander nähert, die Seele unterstützt, geleitet oder getrieben würde. Ich erkenne, daß gerade diese Annäherung dem Verstande die Gelegenheiten verschaft, jene schnelle Fassungsgabe anzuwenden, die man Gefühl in einem höheren Sinne nennt. Ich sehe ein, daß unsere gänzliche Unwissenheit in Absicht der Natur dieses wirksamen Enthusiasmus, der uns öfter wie vermischt mit der Geschäftigkeit einer uns nicht eigenthümlichen Kraft erscheint, Deine Meynung rechtfertigt, daß der Mensch hier nicht alles sey, was die Natur eines vollständigen Wesens erfordert, und daß

folglich das menſchliche Geſchlecht in einer vorhergegangenen Revolution entweder ein Organ (welches minder wahrſcheinlich iſt), oder ein Leitzeug der Empfindung wohl verlohren haben möchte. Denn mir däucht, ein vollſtändiges Weſen, es mag ſo eingeſchränkt als man will gedacht werden, oder ſo weit ausſehend auf entfernte Vollkommenheiten, die es zu erreichen fähig wäre, müßte von ſeinem Zuſtande und von ſeinen Beziehungen eine richtigere und mehr beſtimmte Erkenntniß haben. Ich geſtehe Dir, die Erzählung des Hypſikles hat nicht allein für mich nichts anſtößiges mehr; ſondern ſie kommt mir auch höchſt wahrſcheinlich vor.

Iſt es wahr, wie Du ſagſt, und ich es erkenne, daß die Philoſophie der Poeſie viel zu verdanken hat; ſo iſt es auch nicht weniger wahr, mein lieber Diokles, daß ſie unter Deiner Anführung nicht undankbar iſt. Ich verſpreche Dir,

und das aus einer besondern Ursache, daß dieser Enthusiasmus, diese sonderbare Annäherung von Ideen, diese fruchtbare Quelle der wahren Poesie, von nun an der angelegentlichste Gegenstand meines Studiums und meiner Nachforschung seyn soll; unterdessen aber bitte ich Dich, ehe wir auseinander gehen, mich zu belehren, ob das goldne Weltalter, welches eigentlich der Inhalt unserer Unterredung war, ein Gegenstand sey, der vor die Philosophie gehört; oder ob wir alle Kenntniß desselben allein der Geschichte und der Poesie zu verdanken haben?

Diokles.

Mein lieber Alexis, alles ist ein Gegenstand der Philosophie. Was Du aber sagen willst, scheint mir auf die Frage hinauszulaufen: ob sich, ohne Rücksicht auf Ueberlieferungen und göttliche Eingebungen, Beweise für ein goldnes Weltalter,

oder eine reichere und erhabenere Exiſtenz, als die wir genieſſen, finden würden; immer verſteht ſich, die Natur des Menſchen, wie wir ſie kennen, allein zum Grunde gelegt. Iſt das nicht der Sinn Deiner Frage?

Alexis.

Gerade das.

Diokles.

Siehe, das war von Anfang an der Weg, den ich einſchlagen wollte, und ich hätte Dir die Ueberlieferung des Hypſikles nicht angeführt, noch Dich auf die Poeſie und ihren Werth aufmerkſam gemacht; wenn mein Eingang Dich mehr angezogen hätte.

Alexis.

Ich beſchwöre Dich, komme auf Deine Spur wieder zurück. Ich werde nichts dabey verlieren, daß ich einen Weg dop-

pelt mache, der ſo äuſſerſt anziehend für mich iſt, vornemlich in der Lage, worinn ich mich befinde.

Diokles.

— Das goldne Weltalter iſt ein figürlicher Ausdruck, worunter Du ohne Zweifel mit mir den Zuſtand eines jeden Weſens verſtehen wirſt, welches die ganze Glückſeeligkeit genießt, wozu ſeine Natur und ſeine wirkliche Art zu ſeyn es fähig machen?

Alexis.

Sicherlich.

Diokles.

Wir haben geſehen, daß beydes, Thier und Menſch, durch die Kraft ihres Inſtinkts, oder ihres Grundtriebes der Vervollkommenung, dazu gelangen müſſen; und in einem geringern oder höhern Grade, nachdem dieſer Grundtrieb mehr oder

weniger innerlichen Nachdruck hat. Was wir über seine Natur ausgemacht haben, ist Dir doch noch gegenwärtig?

Alexis.

Vollkommen.

Diokles.

Als das Thier bis auf denselben Punkt, wo wir es jetzt noch sehen, gekommen war, blieb es da stehen und war glücklich; denn es hatte von einer Glückseeligkeit über das, was es genoß, hinaus, weder durch Natur noch Kunstsinn einen Begriff: und daraus folgt, daß sein Verbesserungstrieb bestimmte Schranken hatte.

Wäre der Mensch, der durch ähnliche Mittel, vielleicht etwas später, eben dahin kam, daselbst auch stehen geblieben: wie würdest Du daraus auf seine Bestimmung geschlossen haben, mein lieber Alexis?

Alexis.

Ich würde geſchloſſen haben, daß ſeine Beſtimmung vollkommen dieſelbe ſey, wie die Beſtimmung des Thieres, welches gebohren wird, wächſt, und ſtirbt.

Diokles.

Dein Schluß würde ſehr richtig ſeyn. — Müſſen aber bey einem jeden Weſen nicht alle mögliche beſtimmte Triebe mit ſeinen Bedürfniſſen im Ebenmaaße ſtehen; oder mit der Menge und Eigenſchaft der Dinge, die es zu genieſſen fähig, und wovon es einen Begriff ſich zu machen im Stande iſt?

Alexis.

Ja.

Diokles.

Alſo würdeſt Du, wenn die Triebe irgend eines Weſens gegeben wären, daraus mit Sicherheit die Arten des Genuſſes folgern, deren ſeine Natur fähig iſt?

Alexis.

Ganz gewiß.

Diokles.

Giengen ſeine Triebe ins Weite, und hätten keine eingeſchränkte Anweiſung; ſo würdeſt Du ohne Zweifel daraus ſchlieſſen, daß dieſes Weſen eines Genuſſes über das hinaus, wovon es in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſich einen Begriff machen kann, fähig ſey.

Wenn Du nun über die Hofnung, die dem Menſchen angebohren ſcheint, nachdenkſt; nicht über jene alltägliche Hofnung, die nur nach einem beſſern, in Vergleichung mit dem gegenwärtigen Zuſtande, hinſieht, ſondern über eine ſolche Hofnung, welche das abſolute, obgleich unbeſtimmte Beſſere, zum ſtandhaften Ziele hat: ſo wirſt Du überzeugt werden, daß der Sehnſucht des Menſchen, ſeinem Inſtinkte, ſeinem Verbeſſerungstriebe etwas Unausgemachtes

zum Grunde liegt, welches über alles, was ſich in unſerm gegenwärtigen Zuſtande erreichen läßt, hinaus will: folglich der Menſch mit einem andern Zuſtande in nothwendiger Verknüpfung ſtehen muß.

Alexis.

Wird er zu dieſem Zuſtande gelangen?

Diokles.

Lieber, wenn Du einen kleinen Vogel ſiehſt, der eben aus ſeinem Ey gekrochen iſt, und ich zeige Dir ſeine Flügel, indem ich Dir ſage, daß Fliegen ſeine Natur ſey: wirſt Du beſorgen, daß es nicht mit ihm zum Fliegen kommen werde?

Alexis.

Nein, er wird ganz gewiß einmal fliegen.

Diokles.

Wenn ich Dir einen kleinen Fiſch zeige, der durch einen Zufall auf dem Ufer zur

Welt kam, und ich Dir aus allen ſeinen Theilen beweiſe, daß er nicht lange in der Luft leben kann, ſondern daß ſeine Natur erfordert im Waſſer zu ſeyn: ſollteſt Du dann nicht glauben, er werde mit der erſten Fluth zum Schwimmen kommen?

Alexis.

Ganz gewiß wird er ſchwimmen.

Diokles.

Und wenn ich Dir den Menſchen zeige, deſſen Natur Begierden in ihm erweckt, die mit dem wenigen, was dieſe Erde ihm, als einem Thiere, gewähren kann, auſſer allem Verhältniſſe ſind; wirſt Du glauben, dieſe Erde ſey das ſeiner Natur angemeſſene Element?

Alexis.

— So wäre in dieſer Welt nur das Thier glücklich!

Diokles.

Nichts kann wahrer ſeyn, mein Lieber,

und der Menſch ahmt hier blos jenem Fiſche nach, der ſeine Floßfedern bewegt, ſpringt, ſchlägt, ſich windet und dreht, und der ſeines Daſeyns nur in den Wellen froh werden kann, wovon er auf meiner Hand gewiß eine ſehr unvollkommene dunkle Ahndung hat.

Aber laß uns dahin zurückkehren, wo Menſch und Thier auf demſelben Punkte waren, und auch jener nur an ſeinem Erdenglücke genug hatte. Dieſer Zuſtand mußte für ihn von kurzer Dauer ſeyn; denn ſein unbeſtimmter und grenzenloſer Trieb brachte ihn bald dazu, dies Glück zu verachten. Er ſtrebte weiter, und da dunkele und unbeſtimmte Triebe, welchen angemeſſene Gegenſtände zu ihrer Befriedigung mangelten, ihm zur Qual wurden: ſuchte er, wiewohl umſonſt, dieſe Gegenſtände in der ihn umgebenden endlichen und beſtimmten Welt. Daher die natürliche Unerſättlichkeit ſeiner Begierden.

Denn ſobald der Genuß ihn das Unzulängliche dieſer Gegenſtände, und die nothwendigen Schranken ihrer Natur gewahr werden ließ; gieng er weiter, von der eiteln und thörichten Hoffnung geleitet, in der Menge dieſer endlichen und beſtimmten Gegenſtände, jenes Unendliche, dem ihn bewegenden großen unbeſtimmten Triebe Analoge, zu finden. So lange die Fortſchritte ſeiner Erkenntniß nur auf eine gewiſſe Vollkommenheit in der Mechanik und dem Ackerbau gerichtet waren; erreichte der Menſch ſeinen Zweck, und war als Thier vollkommen. Sobald er aber den Himmel maß, die Meere beſchiffte, und, um ſeine Geſtalt zu ſchmücken, ſeine Brüder zu vertilgen, oder Zeichen ſeines vermeynten Eigenthums zu prägen, die Metalle aus dem Schooße der Erde grub; ſobald er Staaten bildete, Geſetze ordnete, und, um das Maaß des Lächerlichen voll zu machen,

es sich einfallen ließ, daß ein Einziger der Eigenthumsherr von einer Million seines Gleichen seyn könnte; sobald dieses erstaunliche Wesen, das nur seit seinem Fall ein Amphibium, im Grunde aber ein Wesen von einer homogenen Existenz war, sich zu gleicher Zeit an den beyden äussersten Enden seiner Natur halten wollte, wovon ihm die Verkettung und der Zusammenhang, durch den Verlust einiger Wahrnehmungsmittel, entgangen war: so mußten natürlich alle jene Thorheiten, Gräuel und Unordnungen, jene Ungereimtheiten und Widersprüche, die dem Hesiod so sehr bey Dir geschadet haben, sich hervorthun; aber zu gleicher Zeit dem Menschen auf das vollkommenste den Adel und die Unveränderlichkeit seiner Natur beweisen, und daß seine Ausartung nur in einer zufälligen Erscheinung bestehe.

Alexis.

Mein lieber Diokles, ich glaube zwar,

was Du mir eben geſagt haſt, meiſtentheils zu verſtehen; aber ich bitte, laß Dich einige Worte mehr über einen ſo anziehenden Gegenſtand nicht verdrießen. Du kennſt mich. Ich gehe nicht eher von der Stelle, bis ich zu deutlichen Begriffen gelangt bin.

Diokles.

Du begreifſt, Alexis, obgleich die Philoſophie ſolche abſtrakte Materien mit derſelbigen Leichtigkeit und Genauigkeit, wie die einfachſten Gegenſtände der Geometrie behandelt, daß man im Ausdrucke der Ideen nicht dieſelbige Leichtigkeit findet; weil es uns oft, wenn wir Ideen, die etwas entfernt von einander, und dem Anſcheine nach widerſinnig ſind, zuſammen paaren wollen, an Worten fehlt. Aber in ſolchen Fällen muß der Zuhörer ſich zu helfen wiſſen, und ſich mehr nach dem Gedankengange des Redenden, als nach den Worten,

die er ausspricht, richten. Alsdem über-
setzen sich die Worte in dem Kopfe des Zu-
hörers von selbst, und er verwechselt sie
gegen Zeichen, die ihm geläufiger sind.
Indeß will ich suchen, in dem wenigen
was ich Dir noch zu sagen habe, so klar
wie möglich zu seyn.

In dem goldnen Weltalter des Hesiod
und des Hypsikles war der Mensch durch-
aus vollkommen, so weit die Natur seines
Wesens es zuließ; und ob er gleich als
ein ewiges Wesen erschaffen war, so war
doch die Natur seiner Entwickelungen und
seines Genusses succeßiv. Aber die Bewe-
gung dieser Succeßion von dem ersten Au-
genblicke seiner Entstehung an bis in die
Ewigkeit, nahm gleichförmig zu, und der
Tod schien ihm weiter nichts, als eine
von den fortschreitenden und gewöhnlichen
Entwickelungen seines Wesens. Nach der
großen Katastrophe der Erdkugel, wo der
Mensch wahrscheinlich gewisse Empfindun-

gen verloren hat, nahm der Tod für ihn eine andere Geſtalt an. Dieſer wurde nun von ſo vielen ungewöhnlichen und unangenehmen Umſtänden begleitet, daß er mit keiner andern Entwickelung etwas gemein zu haben ſchien. Er zerſchnitt dem Anſehen nach das Daſeyn des Menſchen in zwey Theile, davon eins das gegenwärtige Leben war, und das andere eine dunkle, zweifelhafte, und höchſtens nur mögliche Fortdauer. In der Folge kam der Menſch, durch den ſeiner Natur anklebenden Verbeſſerungstrieb, zu jenem goldenen, oder vielmehr ſilbernen Weltalter, wovon wir geredet haben, deſſen Ziel nur eine thieriſche Vollkommenheit ſeyn konnte; und erſt nachdem er über dieſe Vollkommenheit hinausgegangen war, wurde der Menſch ein unglückliches Weſen auf der Erde, bis der Weiſe durch eine aufgeklärte Philoſophie ihn lehrte, aufs neue das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen zu verbinden, und

die Homogenität ſeines ewigen Daſeyns zu erkennen.

Zwey goldne Alter von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit! Und wenn wir dem natürlichen Gange der Fähigkeiten des Menſchen in dieſem Leben ſorgfältig nachſpüren, ſo werden wir ein drittes Alter durchſchimmern ſehen, das von den vorhergehenden nicht weniger verſchieden ſeyn wird. Dieſes Alter wird eintreten, mein Lieber, wenn die Wiſſenſchaften des Menſchen ſo hoch geſtiegen ſeyn werden, als es bey ſeinen jetzigen Organen möglich iſt; wenn er an denen Seiten des Univerſums, welche ſeiner Unterſuchung offen liegen, die Grenzen ſeiner Einſicht wird deutlich wahrgenommen haben; wenn er das ungereimte Mißverhältniß zwiſchen ſeinen Wünſchen, und dem, was er auf Erden genieſſen kann, einſehen, und durch die ſeltſamen Folgen, die daher entſtehen, gewitzigt, umkehren, und ein heilſa-

mes und richtiges Gleichgewicht zwiſchen ſeinen Begierden und den Gegenſtänden, die im vorhandenen Kreiſe ſeiner Thätigkeit liegen, zu Stande gebracht haben wird; wenn er endlich mit allen Einſichten, deren ſeine Natur hienieden fähig iſt, bereichert, die glückliche Einfalt ſeines erſten Zuſtandes damit vereinigen, und ausſchmücken wird.

Was das goldne Alter des Menſchen nach dieſem Leben angeht; ſo wird ſein Genuß dort reiner, inniger, zuſammenhängender ſeyn; alle ſeine Kenntniſſe werden in Eins zuſammen flieſſen, wie in dem Brennpunkte eines Kryſtalls die Farben der Iris zuſammen ſchmelzen, und mit einander nur Ein reines Licht hervorbringen: ein vollkommenes Bild des hochglänzenden Geſtirns, das ſie in ſeinem Schooße trug.

Dies, mein lieber Alexis, iſt alles, ſo weit ich urtheilen kann, was die Phi-

losophie uns über die Alter der Vollkommenheit, worauf die menschliche Natur Anspruch zu machen hat, sagen kann.

Um von dem letztern Alter mehr zu erfahren, muß man zu den Orakeln der Götter seine Zuflucht nehmen; ein göttlicher Hauch muß unsere Ideen einander so nahe bringen, daß wir alle ihre Beziehungen übersehen können.

Alexis.

— Diokles, Du bist nicht im Stande alle das Gute zu ahnden, was Du mir gethan hast, und auf welche Art!

Diokles.

Nein, wirklich nicht.

Alexis.

Ich trage mich seit einiger Zeit mit einem wichtigen Vorhaben, das auf mein ganzes Leben Einfluß haben muß. Oft kam mir der Gedanke, mich nach Dodona und nach Delphi zu begeben, um den

Rath der Götter darüber einzuholen. Zweifel an dem Werth und an der Möglichkeit der Orakel hielten mich bisher zurück. Du haſt mich von dieſen Zweifeln befreyt, und ich bin nun entſchloſſen, mich an die Götter zu wenden, durchdrungen von einer Ehrfurcht, die ich vorher nie gekannt habe, welches mir diejenige Faſſung zu ſeyn ſcheint, mit der man es wagen darf, ihre Tempel zu betreten, und auf ihre Gunſt zu hoffen.

Diokles.

Das iſt mir ſehr angenehm, mein lieber Alexis, und um ſo mehr, da die Gottheit Dir Deine Reiſen erlaſſen wird; denn eine ſolche Gemüthsfaſſung, mein Freund, iſt hinreichend, ſie auf dieſen Hügel herabzubringen, und in Dich ſelbſt, wo ſie vollkommen verſtändliche Orakel geben wird, ohne daß Du nöthig hätteſt die geſchäftige Weisheit der Prieſter zu Hülfe zu nehmen, um ſie Dir zu erklären.

Alexis.

— Beſter Freund!

Diokles.

— Nun was willſt Du?

Alexis.

Gehe zu Ariſtäus, und laſſe mich hier; denn ich fühle, daß ich Dodona und Delphi in dieſer Einſamkeit finden werde, und das iſt Dein Werk.

Diokles.

Wenn das iſt, mein Lieber, ſo ſind wir ſchuldig, gleich mit dem morgenden Tage der Liebe ein Opfer zu bringen.

Anmerkungen.

Seite 35. Siehe an den milzſüchtigen Athenienſer.

Dieſer Athenienſer iſt Thraſillus. Als ſein Bruder Kriton von Sicilien zurückkam, übergab er ihn den Händen eines geſchickten Arztes, der ihn geſund machte. Thraſillus ſtellte ſich öfter die Glückſeligkeit wieder vor, die er in ſeiner Krankheit genoſſen hatte, und vergab es ſeinem Bruder niemals, daß er ihn hatte geſund machen laſſen.

Seite 36. Umſonſt ſagt der Dichter ꝛc.

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσαι· καὶ γὰς τάφον, ὦ ἄνα, σεῖο
Κρῆτες ἐτεκτήναντο· σὺ δ' οὐ θάνες, ἴσθι γὰς ἀεί.

Dieſe Verſe finden ſich beym Kallimachus, einem Dichter, der vornemlich unter

dem Ptolomäus Philadelphus berühmt gewesen ist, und folglich in eine etwas spätere Zeit zu gehören scheint, als Diokles und Alexis. Es giebt dergleichen Schwierigkeiten, bey denen die Kritik oft Mühe hat sich herauszufinden. Doch sind diese Verse wahrscheinlich lange vor dem Kallimachus da gewesen, weil man zuverläßig weiß, daß der Anfang des ersten Verses: κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, die Kreter sind immerdar Lügner, von der Medea herrührt, welche diese Worte aussprach, da Idomeneus urtheilte, sie sey nicht so schön als die Thetis. Ob sie das übrige bey dieser Gelegenheit hinzufügte, wird so bald noch nicht ausgemacht werden können.

Uebrigens sagt auch Lukan im 8ten Buche seiner Pharsalia:

Tam mendax Magni tumulo, quam Creta Tonantis.

Seite 37. Umſonſt ſagt der Kenner des Alterthums ꝛc.

Der H. Chryſoſtomus über den Brief des Paulus an den Titus, führt die Grabſchrift auf folgende Weiſe an:

Ἐνταῦθα κεῖται Ζὰν, ὃν Δία καλέουσιν.

Hier liegt Zan, den ſie Jupiter nennen. Der H. Cyrillus wider den Julian, eignet dieſe Grabſchrift dem Pythagoras zu. Lactantius 1. B. 2. Kap. führt ſie auf folgende Weiſe an: ὁ Ζεὺς τοῦ Κρόνου, Jupiter, Sohn des Saturns. Noch anders wird ſie von Cedrenus angeführt: Ἐνθάδε κεῖται θανὼν Πῖκος ὁ καὶ Ζεύς. Hier iſt begraben nach ſeinem Tode Pikus, den man auch Jupiter nennt. Man ſehe ferner den Sedulius, den H. Hieronymus, den Origenes wider den Celſus, den Epiphanius, Philoſtrat, Cicero, Diodor von Sicilien, Lucian, und ver-

schiedene andere. Uebrigens erhellet es nicht allein aus dem Theophilus, Minutius Felix, und H. Cyprian, daß dies Grab noch zu ihrer Zeit zu sehen war; sondern Psellus, der unter dem Constantin Ducas lebte, vor ohngefähr 700 Jahren, berichtet, daß man damals noch ein Wahrzeichen an der Stelle dieses berühmten Grabes gewiesen habe. Der Scholiast über des Kallimachus Hymnus an den Jupiter, erklärt endlich diese Stelle besser, indem er uns folgende Grabschrift giebt: Τὸ Μίνωος τὸ Διὸς τάφος: das Grab des Minos, eines Sohnes des Jupiter. Als die Zeit die zwey ersten Worte: Τὸ Μίνωος, ausgelöscht hatte, so blieb nur übrig: das Grab des Jupiter, und das kommt ganz genau mit unserm Autor überein.

Ich weiß, daß Ptolomäus Hephästion, ein angesehener Schriftsteller, anders von diesem Grabe spricht, und es für das

Grab des Olympus von Kreta ausgiebt, welcher den Jupiter aus den Händen des Saturns rettete, deſſelben Lehrer wurde, und ihn in der Religion unterrichtete; den aber Jupiter mit ſeinem Blitz erſchlug, blos weil er hatte vermuthen dürfen, daß die Rieſen die unſterblichen Götter bekriegen könnten.

Als Jupiter ſeinen Wohlthäter und Lehrer todt vor ſich ausgeſtreckt liegen ſah; that es ihm leid, und weil er die Folgen ſeiner Hitze auf keine andre Weiſe gut machen konnte, verwandelte er den Namen Olympus, den man auf das Grab geſetzt hatte, in den Namen Jupiter. Eine übertriebene Schmeicheley, welche die Wahrſcheinlichkeit der Sache vermindert.

Seite 55. Dieſer Archytas ꝛc.

Archytas von Tarent, ein Pythagoräiſcher Philoſoph, der ohngefähr hundert Jahre nach dem Pythagoras gelebt

hat, iſt einer der größten Menſchen auf der Welt geweſen. Als Geometer hat er die Duplicatur des Kubus erfunden. Von ihm wurde zuerſt die Geometrie auf die Mechanik angewandt, und zu der wahren Kunſt der Grund gelegt. Unter den von ihm erfundenen Maſchinen wird am meiſten von den Alten eine Taube gerühmt, die ſich gut flog, aber nicht die Kraft hatte, ſich den erſten Schwung von der Erde in die Höhe zu geben.

Es war zu Tarent bey Todesſtrafe verboten, zweymal das Haupt der Republick und des Heeres zu ſeyn. Archytas wurde von ſeinen Mitbürgern ſiebenmal gezwungen, das Haupt und der oberſte Befehlshaber der Tarentiner und der verbündeten Griechen in Italien zu werden. Er hat in keine Schlacht und in kein Gefecht ſich eingelaſſen, ohne einen vollkommenen Sieg davon zu tragen. Ein einzigesmal legte er, ſeinen Neidern zu Gefallen,

fallen, die Oberbefehlshaberſtelle nieder, und die ganze Armee der Tarentiner und ihrer Verbündeten wurde gefangen genommen.

Er brachte dem Plato den wahren Geſchmack an der Geometrie bey, und unterrichtete ihn in der Philoſophie des Pythagoras. Er entriß ihn der Wuth des Dionyſius.

Wir haben noch Briefe von dieſen zwey großen Männern. Archytas beklagt ſich bitterlich in den ſeinigen, daß ſein Poſten ſo ſchwer auf ihm liege, und ihn hindere, frey zu ſeyn, und ſeiner Liebe zur Philoſophie nachzuhangen. Und hierinn allein war er unter dem Sokrates, der ein Menſch auf der Erde ſeyn wollte, und deſſen Philoſophie ganz thätig war. Plato widerrieth ihm nachdrücklich abzudanken, und predigte ihm die Liebe des Vaterlandes, als Pflicht eines Philoſo-

phen, und vor allen Dingen, daß er seinen Posten behalten sollte, wenn es auch nur aus Furcht irgend eines bösen Nachfolgers wäre.

Es giebt keine Tugend, die dem Archytas nicht zugeschrieben würde. Er war überaus schamhaftig in seinen Handlungen und in seinen Reden, und mochte gelegentlich ein weniger anständiges Wort, das er brauchen mußte, lieber schreiben als aussprechen. Wie gut und natürlich er in seinem Betragen gewesen, erhellet unter andern daraus, daß er sehr oft die Kinder seiner eigenen Sclaven zu unterrichten und mit ihnen zu spielen pflegte.

Wir haben noch einige von seinen Werken und Sprüchen. Er wollte, den Knaben und Mädchen sollte einerley Erziehung gegeben werden. Er sagte: die Seeligkeit bestünde darinn, daß man im Glück von der Tugend Gebrauch mache. Seine

Definition der Tugend war: ſie ſey die beſte Haltung in denen Theilen der Seele, die keine Beziehung auf den Verſtand haben.

Horaz ſpricht von ſeinem Tode in der 28. Ode, B. I.

Te maris & terræ, numeroque carentis arenæ
Menſorem cohibent, Archyta,
Pulueris exigui prope litus parua Matinum
Munera: nec quicquam tibi prodeſt,
Aërias tentaſſe domos animoque rotundum
Percurriſſe polum, morituro &c. &c.

Seite 59. Dies Mährchen des Hypſikles ſcheint etwas ſonderbar: mich verbinden daher der Eifer und die Pflicht eines Commentators, hier beyzubringen, was ich zum Behuf des Syſtems, welches er darinn vorträgt, habe auffinden können.

1.) Die Tradition der Arkadier, deren er erwähnt, wird von Plutarch, Lucian,

und einer Menge anderer Schriftſteller der Alten beſtätigt.

2.) Die Sprüchwörter der Aegypter und anderer Völker mehr, welche das hohe Alterthum einer Sache durch den Ausdruck: vor dem Monde, oder: ehe der Mond die Erde beſchien, anzudeuten pflegten, findet man häufig bey den Alten angeführt.

3.) Die beynah unter allen Völkern der Welt ausgebreitete Sage von einem goldenen Weltalter, von einem Paradieſe, von einem glücklichen, durch Krankheiten, Kriege, Ueberſchwemmungen oder andere Plagen nicht geſtörten oder verkürzten Leben, iſt bekannt, und es iſt wahr, daß wenn man die Achſe der Erde auf der Fläche ihrer Bahn ſenkrecht geſtellt annimmt, alle Bewegungen der Luft, des Waſſers und der Erde in derſelbigen Richtung und in parallelen Flächen erfol-

gen, und daraus alle jene Gleichförmigkeiten und Homogenitäten entſpringen müſſen, von denen der gelehrte Prieſter zu Biblos ſpricht.

4.) Der erſte Komet, deſſen die Aſtronomen erwähnen, erſchien in dem Zeichen der Fiſche im Jahr 2312 vor der chriſtlichen Zeitrechnung, das iſt im Jahr der allgemeinen Fluth. Er durchlief den ganzen Thierkreis in einer Zeit von 29 Tagen. Der berühmte Hevel führt ihn in ſeiner Kometographie nach des Heinrich Eckſtormius Geſchichte der Kometen an, und dieſer nahm ihn aus des David Herlicii Beſchreibung der Kometen von 1607, der ihn von den Morgenländern hat.

Der gelehrte Aſtronom, Pater Riccioli, in ſeinem Almageſt, und der berühmte Struyk in ſeiner allgemeinen Erdbeſchreibung, ſchweigen zwar von dieſem Kome-

ten, und mehrere große Aſtronomen haben aus einer ſo willkührlich angenommenen, ſo alten, und dem Anſchein nach ungereimten Beobachtung nicht viel gemacht; weil ſie ihnen in ihren Unterſuchungen zur Gründung einer Theorie über dieſe Sterne von keinem Nutzen ſeyn konnte.

Gleichwohl, wenn man dieſe wahren oder falſchen Beobachtungen ohne Vorurtheil betrachtet, wird man es viel vernünftiger finden, zu glauben, daß wir ſie einer uralten Sage zu verdanken haben, als daß ſie zu einer gewiſſen Abſicht erdichtet worden ſey: denn dieſe Abſicht würde ſich jedem Aſtronomen verrathen haben; einer Seits, durch die Zeit der Revolution, die einerley mit der Zeit der ſcheinbaren Revolution des Mondes iſt, und anderer Seits dadurch, daß man dieſen Kometen den ganzen Thierkreis durchlaufen läßt, welches wegen der Klein-

heit der Kometen, und wegen der ungeheuren Länge der großen Achſe ihrer Bahn für keinen derſelben möglich iſt, ohne daß er durch ſeine Nähe und die Wirkung der Erde auf ihn gezwungen würde, bey uns zu bleiben, wie Hypſikles uns ſolches von dem Monde ſagt. Wenn aber irgend ein Betrüger eine ſolche Abſicht gehabt hätte; woher käme es alsdenn, daß weder er noch ſonſt jemand, ſeit länger als einem Jahrhundert, dieſen Betrug genützet hätte, um dies Syſtem des Hypſikles auszukramen, in Zeiten, wo man vor unendlich ungereimteren Neuheiten nicht erſchrickt? Nehmen wir jetzt an, daß wir die Kenntniß dieſes Kometen irgend einer alten Sage ſchuldig ſind: ſo braucht ſie nicht ſehr alt zu ſeyn, um in einen Zeitraum zu fallen, wo die Aſtronomen noch auſſer Stand waren, eine Abſicht, wie diejenige, deren ich gedacht habe, ſich vorzuſetzen; folglich vermehrt die geringe Wahrſcheinlich-

keit, daß ſie eine Beobachtung, die mit verſchiedenen Wahrheiten von einer ganz andern Natur zuſammentrifft, und alſo ein ſehr natürliches Ganzes ausmacht, durch Zufall erdichtet haben ſollten, die entgegenſtehende Wahrſcheinlichkeit ganz auſſerordentlich, daß die Beobachtung im Grunde nicht erdichtet ſey.

5.) Wenn wir den Mond durch ein aus zwey der ſtärkſten und vollkommenſten achromatiſchen Perſpektiven zuſammengeſetztes Binocle *) betrachten, und in ihm alsdann einen kalkartigen Körper ſehen, ein Caput mortuum, verglaſet **) an

*) Ein beſonderes Sehrohr, durch welches mit beyden Augen zugleich geſehen wird.

**) Dies macht die bey Gelegenheit der Sonnenfinſterniß vom 24ten Junius 1778, von den Herren von Ulloa und Deſoteux in einer großen Entfernung von einander gemachte Beobachtung begreiflich, nach

einigen Stellen, und auf deſſen Oberfläche Millionen zerplatzte Bläschen beweiſen, daß dieſer Körper im Fluſſe geweſen ſey; ſo wird es augenſcheinlich, daß der Mond ein Komet war, der in ſeinem Perihelio, weil er der Sonne zu nahe kam, in dieſen Zuſtand iſt gebracht worden, und der hernach beym Fortrücken auf ſeiner Bahn ſo dicht neben der Erde vorbeygegangen iſt, daß er bey ihr hat bleiben, und um ſie her ſeinen Lauf nehmen müſſen. Bedenken wir endlich jenes Wanken des Mondes, vermöge deſſen er uns allezeit beynahe dieſelbe Seite zukehrt; ſo wird es klar, daß ſeine gegen uns gerichtete, und die entgegengeſetzte Halbkugel, nicht von gleicher ſpecifiſcher Schwere ſind, woraus ſein ehmaliger Zuſtand der Flüßigkeit ſehr wahrſcheinlich wird; ſeine wahre Ge-

welcher ſie im Monde einen hellen durchſcheinenden Fleck wahrgenommen haben.

ſtalt möchte denn wie ein Unſchlittstropfen ſeyn, welches noch mehr beweiſen würde, daß er zuvor im Fluß geweſen ſey.

Uebrigens kommt dem Prieſter des Adonis, was die Aſtronomen und Phyſiker auch einwenden mögen, dieſes noch zu Statten, daß die Drehung um ſich ſelbſt, und der ſenkrechte Stand der Achſe auf der Fläche der Bahn, bey jedem Planeten, der irgend einen Kreis um ſeine Sonne beſchreibt, ein nothwendiger Zuſtand ſey. Denn wenn der Planet A. B. *) nach dem Mittelpunkt einer Sonne S gezogen wird, ſo werden alle ſeine Theile A, d, B, in ihren Richtungen BS, dS, AS, ebenfals nach dieſem Mittelpunkt gezogen. Geben wir nun ferner dieſem Planeten, durch irgend einen Antrieb, die Bewegung einer geworfenen Kugel nach der Gegend E; ſo werden alle ſeine Theile,

*) S. die angehängte Figur.

jeder in ſeiner Richtung Be, Ce, Ae, die alle parallel ſind, dieſelbige Bewegung haben. Nun iſt augenſcheinlich, weil der Winkel SBE größer iſt, als der Winkel SAe, daß der Theil B, in ſeiner Richtung Be, ſeiner Richtung nach S, BS, vielmehr entgegen wirkt, als der Theil A, in ſeiner Richtung Ae, ſeiner Richtung nach S, AS. Folglich iſt die Wirkung der anziehenden Kraft nach S, größer in A als in B, und das Gleichgewicht zerſtört. Der Planet AB wird alſo nothwendig eine Drehung um ſich ſelbſt, aus A, durch d, nach B erhalten, und der eine Pol der Achſe dieſer Umdrehung der Punkt C, und der andere Pol, der entgegengeſetzte Punkt ſeyn; das heißt, dieſe Achſe muß auf der Fläche der Bahn durchaus ſenkrecht ſtehen. Da nun dieſer Zuſtand eines Planeten, der durch irgend eine Bahn um ſeine Sonne läuft, aus gegenſeitigen Verhältniſſen zwiſchen ihm

und ſeiner Sonne, und aus der Modifica-tion ſeiner projectiven oder fortrückenden Bewegung nothwendig fließt: ſo folgt daraus, daß wenn ich an einem Planeten dieſen Zuſtand verändert finde, die Urſache davon in einer fremden Kraft geſucht werden müſſe. Nun ſehe ich, daß die Erdachſe, mit einem Winkel von 66°, 31′, auf der Fläche ihrer Bahn ſich neigt, und muß auf eine Kraft von auſſen ſchlieſſen, welche dieſe Wirkung hervorbringt. Dieſe Kraft aber, wo anders wäre ſie zu ſuchen, als in demjenigen Körper, welcher unſerer Erde am nächſten, deſſen Wirkung auf alle ihre flüßigen Theile ſo merklich, und in deſſen Bewegungen noch ſo viel unregelmäßiges iſt: nemlich im Monde?

Man wird ſagen, der Mond ſey vielleicht mit der Erde zugleich gebildet worden. Dieſes halte ich für unmöglich, aus zwey Gründen.

1.) Wäre der Mond, in demſelben Augenblicke, mit der Erde zugleich gebildet worden, ſo hätte er, in was für ein lokales Verhältniß mit der Erde er auch geſetzt worden wäre, nach allen Geſetzen der Dynamik, nur Ein Ganzes mit ihr ausmachen können; ein einziges Syſtem, welches ſeine Bewegung um die Sonne mit der größten Regelmäßigkeit fortgeſetzt hätte.

2.) Konnte der Mond nicht eher die Neigung der Achſe unſerer Erde bewirken, als nachdem dieſe ſchon an den Polen eingedrückt, und am Aequator erhaben war. Dieſe beyden Eigenſchaften konnte ſie aber nur durch die Centrifugalkraft erhalten, welche die Folge ihrer Drehung um ſich ſelbſt iſt. Wurde ſie nun mit dem Monde zugleich gebildet, ſo hatte ſie damals noch keine Drehung um ſich ſelbſt, und keine beſtimmte Achſe, ſie war nicht

eingedrückt, sondern vollkommen sphärisch; und so hätte irgend eine vollkommene Regelmäßigkeit entstehen müssen, welche sich nicht findet. Die Erde und der Mond sind also nicht zu gleicher Zeit hervorgebracht worden, wenigstens nicht mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen.

Wir sehen hier mehrere Sachen von sehr verschiedener Natur, die alle zu einem Ziel zusammen treffen. Wie viel Sachen aber von verschiedener Natur zusammen treffen müssen, um ein Factum ausser Zweifel zu setzen; dies ist ein Problem, welches bis jetzt noch nicht aufgelöst worden ist. Die Natur einer homogenen Curve zu bestimmen, sind mehr nicht als drey Punkte erforderlich.

Dies ist alles, was ich über das Mährchen des Hypsikles zu sagen weiß. Es ist die Sache der Naturlehrer, Astronomen und Geometer, darüber zu entschei-